



universität
wien

DIPLOMARBEIT

Titel der Diplomarbeit

**„Du musst ihn verurteilen, sonst
verteidigst du ihn“**

Österreichische Väterliteratur im Vergleich:
Peter Henisch, Martin Pollack,
Julian Schutting und Brigitte Schwaiger

Verfasserin

Katharina Weißinger

angestrebter akademischer Grad

Magistra der Philosophie (Mag.phil.)

Wien, Juli 2009

Studienkennzahl lt. Studienblatt:

A 190 333 353

Studienrichtung lt. Studienblatt:

Deutsche Philologie

Betreuer:

Ao.Univ.-Prof. Dr. Murray G. Hall

Inhaltsverzeichnis

1. Einleitung.....	4
2. Deutschsprachige Väterliteratur ab 1975.....	7
2.1. Literaturgeschichtliche Einordnung.....	7
2.2. Gattungszuordnung.....	10
3. Väterliteratur in Österreich.....	13
3.1. Kurzüberblick.....	13
3.2. Zum Stand der Forschung.....	15
4. Einzelinterpretationen.....	16
4.1. <i>Du musst ihn verurteilen, sonst verteidigst du ihn</i> Peter Henisch: Die kleine Figur meines Vaters.....	18
4.1.1. Autor und autobiographischer Gehalt.....	18
4.1.2. Inhalt und Erzähltechnik.....	21
4.1.3. Der Vater als Täter.....	22
4.1.4. Der Vater-Kind-Konflikt.....	26
4.1.5. Der literarische Umgang mit der Schuldfrage.....	28
4.2. <i>Ich will nicht deine Tochter sein</i> Brigitte Schwaiger: Lange Abwesenheit.....	30
4.2.1. Autorin und autobiographischer Gehalt.....	30
4.2.2. Inhalt und Erzähltechnik.....	33
4.2.3. Der Vater als Täter.....	34
4.2.4. Der Vater-Kind-Konflikt.....	37
4.2.5. Der literarische Umgang mit der Schuldfrage.....	40
4.3. <i>wieso bist du kein Nazi gewesen?</i> Julian (Jutta) Schutting: Der Vater.....	42
4.3.1. Autor(in) und autobiographischer Gehalt.....	42
4.3.2. Inhalt und Erzähltechnik.....	46
4.3.3. Der Vater als Täter.....	48
4.3.4. Der Vater-Kind-Konflikt.....	53
4.3.5. Der literarische Umgang mit der Schuldfrage.....	58
4.4. <i>Warum gerade er?</i> Martin Pollack: Der Tote im Bunker.....	60
4.4.1. Autor und autobiographischer Gehalt.....	60
4.4.2. Inhalt und Erzähltechnik.....	61
4.4.3. Der Vater als Täter.....	64
4.4.4. Der Vater-Kind-Konflikt.....	69
4.4.5. Der literarische Umgang mit der Schuldfrage.....	72

5. Vergleich: Motive, Muster, Merkmale.....	75
5.1. Erzähltechnik.....	75
5.2. Leitmotive und Erzählmuster.....	77
5.2.1. Nur ein toter Vater ist ein guter Vater: Der Tod als Erzählanlass.....	78
5.2.2. Die Suche nach dem Vater als Suche nach sich selbst.....	80
5.2.3. Die Unfähigkeit zu trauern.....	85
5.2.4. Der Schulddiskurs: Zwischen Verurteilen, Verteidigen und Verzeihen.....	89
6. Zusammenfassung/Resümee.....	91
7. Bibliographie.....	94
8. Anhang	102
8.1. Interview mit Martin Pollack	102
8.2. Abstract.....	109

1. Einleitung

In der deutschsprachigen Literatur nach 1945 sind die Geschehnisse des Zweiten Weltkrieges, der Nationalsozialismus, der Faschismus und der Holocaust Themen, die viele Autoren beschäftigt haben und bis heute beschäftigen – so auch in der österreichischen Literatur. Nach einer fast 25-jährigen Phase des hartnäckigen „literarischen Schweigens“ setzte Mitte der 70er-Jahre im deutschsprachigen Raum eine neue literarische Welle ein: Der so genannte „Väter-Boom“. Eine auffällig große Anzahl an AutorInnen, zumeist gegen Ende des Zweiten Weltkrieges geboren, beschäftigte sich literarisch mit der Lebensgeschichte und der Haltung ihrer Väter im Nationalsozialismus. In stark (auto)biographisch geprägten Texten wurde der eigene Vater Gegenstand des Erzählens und der kritischen Reflexion.

Den Ausgang fand diese „Vatermode“, die bis in die 80er-Jahre anhielt, in Österreich. Der junge und bis dahin weitgehend unbekannt Schriftsteller Peter Henisch veröffentlichte 1975 seinen Vaterroman *Die kleine Figur meines Vaters*. Er nahm damit ein Motiv vorweg, das einige Jahre später von einer Vielzahl von AutorInnen im deutschsprachigen Raum aufgegriffen werden sollte. Erst vor kurzem, im Jahre 2004, veröffentlichte der Österreicher Martin Pollack mit seinem literarischen Bericht *Der Tote im Bunker* einen der jüngsten bisher publizierten Texte, der sich mit der Schuld der Väter im Nationalsozialismus beschäftigt.

In der vorliegenden Arbeit liegt der Fokus auf der Literatur von Nazi-Täter-Kindern aus Österreich. Es soll gezeigt werden, wie sich österreichische AutorInnen mit der Nazi-Vergangenheit ihrer Väter auseinandersetzen und auseinandergesetzt haben. Des Weiteren soll dargestellt werden, dass es in der Väterliteratur Kontinuitäten, seien sie nun formaler, stilistischer oder motivischer Natur, gibt. Demgemäß lauten die übergeordneten Forschungsfragen der vorliegenden Arbeit:

- Welche formalen, inhaltlichen und stilistischen Erzählmuster prägen österreichische autobiographische Literatur über Nazi-Väter?
- Welche formalen, inhaltlichen oder stilistischen Besonderheiten weisen die einzelnen zu interpretierenden Texte auf?
- Wie sieht in den autobiografisch geprägten Texten das Verhältnis zwischen Fiktion und Wahrheit aus?

- Ist die so genannte Väterliteratur lediglich ein Phänomen (eine „Mode“) der späten 70er- und 80er-Jahre oder ist die Beschäftigung mit der Schuld der eigenen Vorfahren im NS-Regime bis heute ein prägendes Motiv der österreichischen Gegenwartsliteratur?

Zu Beginn der Arbeit soll eine allgemeine Einführung Einblicke in die Entwicklung der deutschsprachigen Väterliteratur ab 1970 geben. Danach folgt ein Abriss über die rund 30-jährige Entwicklung der autobiographischen, österreichischen Väterliteratur von Nazi-Täter-Kindern von Peter Henischs *Kleiner Figur* (1975) bis zu Martin Pollacks *Der Tote im Bunker* (2004). In Einzeldarstellungen und Interpretationen sollen vier der meistbesprochenen österreichischen Vätertexte exemplarisch analysiert werden. Im Zentrum des Interesses stehen dabei die Biographie der AutorInnen beziehungsweise deren Väter, das Verhältnis zwischen Autobiographie und Fiktion, stilistische Merkmale, die Darstellung des Vaters als Täters und des ganz persönlichen Vater-Kind- beziehungsweise Generationskonflikts, sowie die literarische Aufarbeitung des Schulddiskurses.

Den Abschluss des Hauptteiles bildet ein Vergleich, bei dem sowohl stilistische und formale Gemeinsamkeiten als auch Kontinuitäten in der Motivwahl und in der inhaltlichen Auseinandersetzung dargestellt werden.

Da es sich bei der Väterliteratur um Texte handelt, in denen in erster Linie soziale und gesellschaftliche Wirklichkeiten reflektiert werden, basiert die in dieser Arbeit vorgenommene Analyse in erster Linie auf einer sozial- und kulturgeschichtlich angelegten literaturwissenschaftlichen Methode. Die Suche nach den gesellschaftlichen, gesellschaftspolitischen, sozialen und kulturellen Bezügen in der Literatur, also der Beschreibung von Literatur im Kontext der Geschichte und die Beschreibung der Beziehung von Gesellschaft und Literatur, bestimmen diesen Ansatz. Im Zentrum steht die Suche nach der gesellschaftlichen und sozialen Relevanz von Literatur.¹ Aufgrund der in den Büchern vorherrschenden Auseinandersetzung mit dem Einfluss des Vaters auf die eigene Entwicklung und der damit einhergehenden Identifizierungs- und Distanzierungsprozesse bietet sich in bestimmten Kapiteln auch eine psychoanalytische Deutungsweise an. Bedeutend ist

¹ Vgl. Sabina Becker: *Literatur- und Kulturwissenschaft. Ihre Methoden und Theorien*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2007. S. 62-72.

in diesem Zusammenhang auch die Analyse der gesellschaftlichen Eingebundenheit der AutorInnen und der Entstehungsbedingungen von Literatur.

Um das vielschichtige Thema der Väterliteratur im Rahmen einer Diplomarbeit bearbeiten zu können, müssen zeitliche und methodische Einschränkungen vorgenommen werden.

1. AutorInnen. Eingehend behandelt werden in der vorliegenden Arbeit ausschließlich österreichische AutorInnen. Nur peripher behandelt werden Autor/innen aus Deutschland oder der Schweiz, die sich auf literarische Weise mit der Nazi-Vergangenheit ihrer Väter auseinandergesetzt haben.

2. Werk. Die vorliegende Arbeit versteht sich nicht als vollständige Aufzählung der Werke österreichischer AutorInnen, die sich mit der Schuld ihrer Väter im Nationalsozialismus auseinandergesetzt haben, sondern will anhand ausgewählter Beispiele zeigen, auf welche unterschiedlichen Arten sich SchriftstellerInnen in verschiedenen Phasen mit ihren „Täter-Vätern“ auseinandergesetzt haben und welche inhaltlichen und formalen Kontinuitäten sich in ihren Werken nachweisen lassen.

2. Deutschsprachige Väterliteratur ab 1975

2.1. Literaturgeschichtliche Einordnung

Die literarische Auseinandersetzung mit Vätern hat in der deutschsprachigen Literatur eine lange Tradition, die mit der Stabreimdichtung des Hildebrandslieds beginnt.² Ab dem Sturm und Drang „kündigte jede sich revolutionär fühlende Generation den Vätern die Solidarität auf“³. Der Vater-Sohn-Konflikt wurde zentraler Gegenstand der literarischen Auseinandersetzung, sowohl für die Stürmer und Dränger als danach auch für Jungdeutsche, Naturalisten und schließlich Expressionisten. Gerade im Expressionismus, man denke an Franz Kafkas *Brief an den Vater* (1919) oder Franz Werfels *Nicht der Mörder, der Ermordete ist schuldig* (1920), wurde der Kampf gegen den Vater Gegenstand eingehender literarischer Betrachtung.⁴

In den 70er- und 80er-Jahren des vergangenen Jahrhunderts rückten Vaterfiguren aber in einer außergewöhnlich hohen Anzahl und in völlig neuer Art und Weise ins Zentrum der Aufmerksamkeit: Die meist autobiographisch geprägte „Väterliteratur“ kam sozusagen „in Mode“. AutorInnen aus Deutschland, Österreich und der Schweiz, die zumeist in den 30er- oder 40er-Jahren geboren wurden, setzten sich kritisch mit der Person des Vaters und dessen Wirken in der NS-Zeit und damit einhergehend zumeist auch mit der eigenen Biographie und dem eigenen Generationskonflikt auseinander. Erstmals findet, wie Claudia Mauelshagen betont, neben dem Vater-Sohn-Konflikt auch der Vater-Tochter-Konflikt Eingang in die Literatur.⁵

Nach einer Welle von Vaterbüchern flaute das Interesse an autobiographisch geprägten Romanen über Väter relativ schnell wieder ab. Trotzdem kann man nicht vorschnell von einer „Modeerscheinung“ sprechen, sondern, mit Jochen Vogt, doch eher von einem ernsthaften „Generationendiskurs“⁶, der Ausläufer bis in die

² Vgl. Alois Brandstetter: *Prosaische Annäherung an die Väter. Zu einem Motivboom in der österreichischen Gegenwartsliteratur*. In: Friedbert Aspetsberger und Hubert Lengauer (Hg.): *Zeit ohne Manifeste? Zur Literatur der siebziger Jahre in Österreich*. Wien: Österreichischer Bundesverlag, 1987. S. 191.

³ Claudia Mauelshagen: *Der Schatten des Vaters. Deutschsprachige Väterliteratur der siebziger und achtziger Jahre*. Frankfurt/Main: Lang, 1995. (Marburger germanistische Studien; Band 16). S. 15.

⁴ Vgl. Ebd., S. 14-15.

⁵ Vgl. Ebd., S. 17.

⁶ Vgl. Jochen Vogt: *Er fehlt, er fehlte, er hat gefehlt... Ein Rückblick auf die sogenannten Väterbücher*. In: Stephan Braese, Holger Gehle, Daron Kiesel und Hanno Loewy (Hg.): *Deutsche Nachkriegsliteratur und der Holocaust*. Frankfurt/Main: Campus, 1998. S. 386.

Gegenwart hat. Bis heute ist das Verhalten des Vaters in der NS-Zeit Gegenstand literarischer Betrachtung. Bestes Beispiel dafür ist Martin Pollacks 2004 erschienener Bericht über seinen Vater, der in dieser Arbeit ebenfalls analysiert werden soll.

Wesentliches Element fast aller Väterbücher ist der Blick auf die Haltung der Väter im Nationalsozialismus. Die AutorInnen, die zum Zeitpunkt des Verfassens meist in jenem Alter waren, in dem ihre Väter aktiv oder passiv im Dritten Reich agiert hatten (also zwischen 30 und 40 Jahren alt), stellen sich die Frage, welche Rolle ihre Väter im Dritten Reich genau gespielt haben. In der öffentlichen Diskussion der Nachkriegszeit war diese Schuldfrage im Allgemeinen ausgeblendet worden, auch literarisch wurde über einen langen Zeitraum hinweg geschwiegen, wie Alexander und Margarete Mitscherlich in ihrer 1967 erschienenen psychologischen Abhandlung mit dem bezeichnenden Titel *Die Unfähigkeit zu trauern*⁷ ausführlich darstellten.

Die AutorInnen der Väterbücher, die oftmals in einem Naheverhältnis zur anti-autoritären 68er-Bewegung standen, wollten sich nicht mehr mit fadenscheinigen Ausreden und Beschwichtigungen zufrieden geben. Dabei standen unter den Vätern überzeugte Nationalsozialisten genauso wie unauffällige Mitläufer zur Debatte. Weitere Hauptmotive dieser Väterliteratur waren und sind die Thematisierung des Alterns, der Krankheit und des Sterbens des Vaters und die Rückschau auf eine missglückte Vater-Kind-Beziehung.

Allen Vätertexten, ob nun aus Deutschland, der Schweiz oder Österreich, gemeinsam ist die literarische Darstellung des Lebensweges einer Vaterfigur. Ein wesentliches Merkmal der meisten, jedoch nicht aller Vätertexte ab 1970 bis in die Gegenwart hinein ist die literarische Aufarbeitung des Nationalsozialismus. Es geht dabei jedoch nicht um eine rein theoretische Auseinandersetzung mit dem Thema, sondern um eine persönliche, subjektive. Die Lebensgeschichten der eigenen Väter werden nachgezeichnet und aufgearbeitet. Es bleibt jedoch meist nicht bei einer reinen Aufarbeitung der privaten Biographie, die AutorInnen versuchen vielmehr, das überindividuell Bedeutsame im Privaten herauszuarbeiten. Es geht, wie in der gesamten Neuen Subjektivität, der die Väterbücher zuzuordnen sind, um das

⁷ Alexander und Margarete Mitscherlich: *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München: Piper, 1967.

„Exemplarische im Privaten“⁸, um das Anschaulichmachen anhand von Beispielen, um das Ermöglichen von emotionaler Betroffenheit oder auch um den politischen Charakter des Privaten:

*Die Vaterliteratur ist Teil der Versuche, den Nationalsozialismus als Massenbewegung begreifen zu lernen. Dazu gibt sie Einblicke in das Bewusstsein, in die Gefühls- und Gedankenwelt sowie das alltägliche Verhalten einzelner, von Mitläufern unterschiedlicher Art bis hin zu SS-Männern.*⁹

Gleichzeitig wird in einer Vielzahl von Vätertexten auch darüber reflektiert, inwieweit verdrängter Faschismus bis in die Erzähl-Gegenwart hinein fortbesteht und das Leben der Söhne und Töchter mitbestimmt.

Ausgangspunkt der Väterliteratur der 7er-Jahre ist als einer der ersten Vätertexte¹⁰ Peter Henischs Roman *Die kleine Figur meines Vaters*, der 1975 veröffentlicht wurde. 1976 folgte Elisabeth Plessens *Mitteilungen an den Adel*, 1977 Peter Meiers *Stationen. Erinnerungen an Jakob Meier Zugführer SBB*, 1978 Paul Kerstens *Der alltägliche Tod meines Vaters*, *Die Tage werden länger* von Gerhard Wagner und *Die Nacht der großen Kometen* von Urs Kapf. 1979 erschienen laut Claudia Mauelshagen¹¹ zumindest sieben¹², 1980 mindestens neun¹³ Texte zum Thema. Obwohl die Wurzeln dieser Literatur eindeutig in den 70er-Jahren zu finden sind und der so genannte „Väter-Boom“ sich auch auf diese Zeit konzentrierte, hielt sich das Interesse an der literarischen Auseinandersetzung mit der eigenen Kindheit und im speziellen der Figur des Vaters auch in den 80er- und 90er-Jahren und reicht bis in die Literatur der Gegenwart hinein. Oftmals ist die Auseinandersetzung mit der Vaterfigur in den neueren Texten aber nicht mehr Zentrum des Textes, sondern stellt eines von vielen Motiven dar. Gerade in den in den letzten Jahren in Österreich wieder verbreiteten (jedoch nur teilweise autobiographischen) Familien- und

⁸ Mauelshagen (1995), S. 89.

⁹ Ebd., S. 45.

¹⁰ Vgl. Rezension von Helmut Sturm: http://www.literaturhaus.at/buch/buch/rez/henisch_kleinefigur/index.html (1.11.2008)

¹¹ Vgl. Mauelshagen (1995), S. 13-14.

¹² Siegfried Gauch: *Vaterspuren*; Roland Lang: *Die Mansarde*; Ernst Alexander Rauter: *Brief an meine Erzieher*; Ruth Rehmann: *Der Mann auf der Kanzel. Fragen an einen Vater*; Heinrich Wiesner: *Der Riese am Tisch*; Reinhard Peter Gruber: *Im Namen des Vaters*; Franz Rieger: *Zwischenzeit Karman*.

¹³ Alfred Andersch: *Der Vater eines Mörders*; Barbara Bronnen: *Die Tochter*; Christoph Geiser: *Brachland*; Peter Härtling: *Nachgetragene Liebe*; Christoph Meckel: *Suchbild. Über meinen Vater*; Jutta Schutting: *Der Vater*; Brigitte Schwaiger: *Lange Abwesenheit*; Günter Seuren: *Abschied von einem Mörder*; Josef Winkler: *Der Ackermann aus Kärnten*.

Generationsromanen wird das Thema oft gestreift. Erwähnt seien etwa Arno Geigers *Es geht uns gut* oder Michael Köhlmeiers *Abendland*. Der Väterliteratur im engeren Sinn zuzuordnen ist Martin Pollacks *Der Tote im Bunker*, veröffentlicht im Jahre 2004.

2.2.3. Gattungszuordnung

Ihre Fiktionalität gilt als eines der Wesensmerkmale von Literatur. Autobiographische Literatur nimmt im Rahmen dieser Definition jedoch eine Sonderstellung ein. Einerseits fußt sie sehr stark in der tatsächlich erlebten Realität der AutorInnen, die nicht selten mit den ErzählerInnen gleichzusetzen sind. „Die Autobiographie ist die literarische Form, in der ein Schriftsteller das eigene Ich ins Zentrum von Betrachtungen stellt [...]“¹⁴

Auf der anderen Seite aber heben sich die Vätertexte etwa durch literarische Stilmittel und Sprache, subjektive Darstellung oder Reflexionen durch den Erzähler/die Erzählerin, deutlich von reinen Bio-, oder Autobiographien ab: „Die Väterliteratur bewegt sich im Spannungsfeld von Autobiographie, Biographie, Nicht-Fiktionalität einerseits und Roman, Erzählung, Fiktion andererseits.“¹⁵

Die angesprochene starke Einbeziehung der realen Lebenswelten der AutorInnen ist vor dem Hintergrund der so genannten Neuen Subjektivität zu sehen. Diese literarische Strömung, die sich Mitte der Siebzigerjahre als Antwort auf die stark politisch motivierte, engagiert ideologische und dokumentarische Literatur der Studentenrevolte herausbildete¹⁶, zeichnete sich vor allem durch eine Rückbesinnung auf die autobiographische Lebensdarstellung, die Beschreibungen der Kindheit und der persönlichen Erfahrungen aus – also durch die starke Entwicklung hin zum Privaten und Individuellen. Nicht selten werden in der Väterliteratur auch authentische Dokumente miteinbezogen. In der Neuen Subjektivität spielen die Begriffe „Autobiographie“ und „Authentizität“ eine

¹⁴ Ralph Gehrke: *Literarische Spurensuche. Elternbilder im Schatten der NS-Vergangenheit*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1992. S. 48.

¹⁵ Maelshagen (1995), S. 84-85.

¹⁶ Vgl. Gero von Wilpert: *Sachwörterbuch der Literatur*. Stuttgart: Kröner, 2001⁸. S. 558.

wesentliche Rolle.¹⁷ Claudia Mauelshagen etwa betont, dass in der Väterliteratur eine Dominanz der nicht fikionalisierten Elemente vorherrscht, denn oft seien „Namensgleichheiten der realen Personen und der Figuren im Text vorhanden, meist ist Kongruenz auch der biographischen Daten zu beobachten.“¹⁸ Besonders die Darstellung des Vaters zielt darauf ab, den authentischen Vater abzubilden.

Dabei darf allerdings nicht vergessen werden, dass das Stichwort der Authentizität auch eng verbunden ist mit dem Begriff der Subjektivität. Dinge und Sachverhalte werden in der Väterliteratur eben nicht - wie in Sachliteratur oder dokumentarischer Literatur - objektiv dargestellt, sondern aus dem subjektiven Blickwinkel des Erzählers/der Erzählerin geschildert. Nicht zuletzt durch diese subjektive Sicht- und Darstellungsweise kommen fiktionale Elemente ins Spiel. Authentizität kann also nicht mit Faktizität gleichgesetzt werden, reine Objektivität ist trotz der Verwendung von Dokumenten nicht zu erwarten: „In den Akten des Fingierens (Selektion, Kombination, Akzentuierung) kommt es zu Modifizierung biographischer Wirklichkeit.“¹⁹

Julian Schutting etwa erklärt, dass der Kern seines Buches *Der Vater* das eigene nicht fikionalisierte, erfahrene Leben ist, das aber mittels literarisch-ästhetischer Techniken bewusst von ihm gestaltet wurde.²⁰ Dies kann meines Erachtens auch für die anderen besprochenen Texte als gültig erachtet werden. Ein anderes Beispiel aus der *Kleinen Figur* von Peter Henisch dafür ist, dass der Schriftsteller zwar die Tonbandaussagen des Vaters wiedergibt, aber, wie Eva Schobel darlegt, dem Vater auch Sätze ohne reale Entsprechungen in den Mund legt.²¹

Ein weiteres Merkmal der Väterliteratur und der Neuen Subjektivität insgesamt ist auch, dass es bei aller Authentizität nicht nur um die reine Darstellung des Persönlichen, sondern um das Herausarbeiten des „überindividuell Bedeutsamen“ in

¹⁷ Vgl. Mauelshagen (1995), S. 89.

¹⁸ Ebd., S. 101.

¹⁹ Gehrke (1992), S. 48-49.

²⁰ Vgl. Mauelshagen (1995), S. 99.

²¹ Vgl. Eva Schobel: *Peter Henisch. Eine Monographie*. Wien: VWGÖ, 1988. S. 362.

der individuellen Lebensgeschichte, um eine „stellvertretende Biographie“²² geht. Der politische Charakter der Literatur und des Privaten wird deutlich herausgestellt.

Wie Mauelshagen gezeigt hat, ist nicht ein einziger der Vätertexte von den AutorInnen mit der Gattungsbezeichnung *Biographie* oder *Autobiographie* klassifiziert worden. Stattdessen finden sich in den Subtiteln der Werke Bezeichnungen wie *Roman*, *Erzählung* oder *Novelle*, oder es wird gänzlich auf eine Gattungseinordnung verzichtet.

Dadurch, dass biographische beziehungsweise autobiographische Texte als Roman oder Erzählung klassifiziert werden, spiegelt sich das für die Väterliteratur typische Ineinanderfließen von nicht-fiktionalen, biographischen Elementen und Elementen der Fiktionalität wider. Zwar zeichnet sich diese Literatur durch einen verhältnismäßig hohen Grad der Faktizität bei relativ geringer Fiktionalisierung aus, trotzdem ist das Wesen dieser Texte eben nicht eine rein autobiographisch-biographische Realitätsdarstellung. Es handelt sich sozusagen um eine „Mischgattung“, in der die Grenzen von Biographie, Autobiographie, Dokumentation und Roman fließend ineinander übergehen.²³

Bei der Vorliebe für die literarische Autobiographie handelt es sich keinesfalls um eine Modeerscheinung der Neuen Subjektivität, vielmehr ist, wie etwa Ralph Gerke betont, „das autobiographische Schreiben bis heute ein dominierender Zug der deutschen Gegenwartsliteratur geblieben [...]“²⁴

²² Vgl. Rolf Haubl: *Das Gesetz des Vaters. Trauer und Magie in einigen stellvertretenden Biographien der späten siebziger Jahre*. In: Rolf Haubl, Eva Koch-Klenske, Hans-Jürgen Linke (Hg.): *Die Sprache des Vaters im Körper der Mutter. Literarischer Sinn und Schreibprozess*. Gießen: Anabas, 1984. S. 12.

²³ Vgl. Mauelshagen (1995), S. 104-105.

²⁴ Gehrke (1992), S.45

3. Väterliteratur in Österreich

3.1. Kurzüberblick

Vätertexte aus Deutschland, der Schweiz und Österreich unterscheiden sich, wie Claudia Mauelshagen feststellte, aufgrund ihrer „durchschlagenden Gemeinsamkeiten und der ähnlichen Wahrnehmungsmuster der Söhne und Töchter“²⁵ nicht grundlegend voneinander. Außerdem sei in Österreich genauso wie in der Bundesrepublik die Aufarbeitung der Geschehnisse des Nationalsozialismus in der älteren Generation ausgeblieben.

Als österreichisches Spezifikum im Umgang mit der Schuldfrage könnte allerdings gelten, dass man sich nach 1945 vorwiegend als Opfer des deutschen Faschismus sah und die eigene Schuld und Mitarbeit an den Gräueltaten des Nazi-Regimes nur allzu bereitwillig verdrängte. Aus diesem Verdrängungsmechanismus entstand Claudia Mauelshagen zufolge im Anschluss an Peter Handkes *Wunschloses Unglück* in Österreich eine stark autobiographisch geprägte Literatur, die sich mit dieser „kollektiven Lebenslüge“²⁶ der Österreicher beschäftigte. Die Autoren rechneten in den Büchern mit der Elterngeneration ab und beschäftigten sich neben der Nazi-Vergangenheit ihrer Eltern auch mit den Zwängen und Misshandlungen in einem erzkonservativen und vom Katholizismus geprägten Alpenland.²⁷

Letzteres Motiv findet sich vor allem in den als „Anti-Heimat-Romanen“ bezeichneten Texten, deren Schauplatz vor allem die ländliche Provinz ist. Zu nennen sind in diesem Zusammenhang etwa Josef Winklers Texte (besonders *Der Ackermann von Kärnten*, 1980), in denen er vor allem das erzkatholische Leben in der Kärntner Provinz und seine missglückte Beziehung mit dem Vater behandelt, oder Franz Innerhofers *Schöne Tage* (1974), in dem der Autor seine Jugend im „Bauern-KZ“ am väterlichen Hof beschreibt.

Zu erwähnen sind in diesem Zusammenhang auch die österreichischen Autoren Peter Handke (*Wunschloses Unglück*, 1972), Elfriede Jelinek (*Die Klavierspielerin*, 1983) und Anna Mitgutsch (*Die Züchtigung*, 1985), deren Texte in Abgrenzung zur

²⁵ Mauelshagen (1995), S. 59.

²⁶ Ebd., S. 20.

²⁷ Vgl. Ebd., S. 19-21.

Väterliteratur, in der Mütter meist nur als Randfiguren vorkommen – in den Kontext der so genannten „Mütterliteratur“ einzuordnen sind.

Gegenstand der vorliegenden Arbeit ist die autobiographisch geprägte Literatur aus Österreich, die sich mit dem Vater als Täter im Nationalsozialismus aber auch als „Täter“ innerhalb des Familienverbandes beschäftigt. Der Roman des Österreicherers Peter Henisch, *Die kleine Figur meines Vaters*, erschienen im Jahre 1975, gilt als einer der ersten Vätertexte.²⁸ Rothschild spricht von der Bedeutung des Romans für die Entwicklung der deutschsprachigen Väterliteratur:

*Dieser [...] Roman nimmt eine Thematik vorweg, die bald darauf in Deutschland so viele Schriftsteller beschäftigt, dass man fast von einem Genre sprechen kann: die Auseinandersetzung mit den Vätern, die in der einen oder anderen Form in den Nationalsozialismus involviert gewesen waren und darüber schwiegen.*²⁹

Im Jahre 1980 erschienen am Höhepunkt der so genannten „Väter-Mode“ mit Brigitte Schwaigers *Lange Abwesenheit* und Julian/Jutta Schuttings *Der Vater* zwei weitere, viel diskutierte literarische Abrechnungen mit Vätern. Danach flaute die Welle der autobiographisch geprägten Bücher über Väter mit NS-Vergangenheit im gesamten deutschsprachigen Raum relativ rasch wieder ab. Trotzdem blieb die Beschäftigung mit der NS-Vergangenheit der Elterngeneration und das Fortwähren faschistischer Strukturen wie weiter oben bereits erwähnt in der österreichischen Gegenwartsliteratur ein zentrales Motiv.

Mit *Der Tote im Bunker. Bericht über meinen Vater* veröffentlichte Martin Pollack schließlich im Jahre 2004 wieder ein autobiographisch geprägtes Buch über einen Vater mit NS-Vergangenheit. An dieser Stelle sei also noch einmal betont, dass die Beschäftigung mit dem Vater als NS-Täter, sowie der damit einhergehende Generationskonflikt und Schuldiskurs ein literarisches Motiv ist, das bis in die Gegenwart hinein Gegenstand und Motiv der deutschsprachigen Literatur geblieben ist.

²⁸ Vgl. http://www.literaturhaus.at/buch/buch/rez/henisch_kleinefigur/index.html (Stand: 7.7.2009).

²⁹ Thomas Rothschild: *Inventaraufnahme. Peter Henisch als Chronist der 68-er Generation*. In: Walter Grünzweig und Gerhard Fuchs (Hg.): *Peter Henisch*. Graz, Wien: Droschl, 2003. S. 35.

3.2. Zum Stand der Forschung

In den neueren Literaturgeschichten³⁰ wird die „Väterliteratur“ bereits als eigenständige, literaturhistorisch bedeutsame Gruppe von Texten wahrgenommen, meist aber sehr kurz dargestellt. Dabei fällt auf, dass die Literatur über Väter zumeist als Gesamtphänomen der autobiographischen Mode der Neuen Subjektivität gesehen wird, die einzelnen Texte dabei aber als literarisch beziehungsweise qualitativ weniger bedeutsam eingestuft werden. Weiters wird kein Unterschied zwischen deutscher und österreichischer Väterliteratur gemacht.

In den 80er-Jahren erfuhr die Väterliteratur auch in den Medien große Resonanz. In allen namhaften Zeitungen wurden Rezensionen veröffentlicht, auch viele wissenschaftliche Arbeiten und Vorträge wurden publiziert. Als der „Väter-Boom“ Ende der 90er-Jahre wieder abflaute, erschienen mehrere wissenschaftliche Darstellungen und Aufsätze, die versuchten, die Vatermode rückblickend einzuordnen und zu kritisieren. Zu den umfassendsten Abhandlungen zum Thema zählen Ralph Gehrkes 1992 erschienene *Literarische Spurensuche*³¹ und Claudia Maelshagens 1995 veröffentlichte Untersuchung *Der Schatten des Vaters*³².

Was die einzelnen AutorInnen betrifft, so fällt auf, dass sich sowohl über Peter Henisch als auch über Brigitte Schwaiger und Julian Schutting viel Material findet, sei es im Bereich der Zeitungsrezensionen als auch im Bereich der wissenschaftlichen Texte und Hochschulschriften. Schwaigers kometenhafter Aufstieg in den Achtziger-Jahren lässt sich auch an der Anzahl der über sie erschienenen Publikationen ablesen. Gerhard Zeillinger, der eine Dissertation und zahlreiche weitere Beiträge über den Schriftsteller verfasste, verdanken wir wichtige Informationen über das Werk seines Freundes Julian Schutting.³³ Zu Martin Pollack, dessen Bücher in der Zeitungskritik große Resonanz fanden, gibt es noch wenige wissenschaftliche Darstellungen. Um in diesem Bereich einen bescheidenen Forschungsbeitrag zu leisten, wird im Anhang dieser Arbeit ein Interview mit dem Autor veröffentlicht.

³⁰ Vgl. etwa Klaus Briegleb und Sigrid Weigel (Hg.): *Gegenwartsliteratur seit 1968*. Grimminger, Rolf (Hg.): *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (Band 12). München, Wien: Carl Hanser, 1992. S. 89-95.

³¹ siehe Fußnote 14.

³² siehe Fußnote 3.

³³ Zeillinger, Gerhard: *Kindheit und Schreiben. Zur Biographie und Poetik des Schriftstellers Julian Schutting*. Stuttgart: Hans-Dieter Heinz, 1995. (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik).

4. Einzelinterpretationen

Mit dem Ziel, verbindende Elemente und eventuelle Gegensätzlichkeiten innerhalb der österreichischen Väterliteratur herauszuarbeiten, sollen in diesem Kapitel vier der meistrezensierten Väterbücher von 1975 bis 2004 stellvertretend analysiert werden.

Die Interpretationen sollen sich anhand eines Leitfadens an analytischen Fragestellungen strukturieren. Dabei sollen nicht die Eigenheiten der einzelnen Werke außer Acht gelassen werden. Ein vorformulierter, gemeinsamer Analyse-Leitfaden hat aber den entscheidenden Vorteil, dass sie den anschließenden Vergleich erheblich erleichtern.

Zunächst sollen in einem Kapitel über AutorInnen und autobiographischen Gehalt die Entstehungsbedingungen und die historischen, also faktischen Grundlagen für den jeweiligen Text erläutert werden. Außerdem soll der für diese Arbeit relevante Text in den Kontext des literarischen Schaffens der jeweiligen SchriftstellerInnen eingeordnet werden.

Im zweiten Teil soll die literarische Gestaltung des Textes, also Aufbau, Erzählstil, zeitliche Gestaltung und Sprache besprochen werden. Die Forschungsfragen lauten hier: Welcher Stilmittel bedienen sich die AutorInnen zur Konstruktion einer literarischen Autobiographie? Reichern sie ihre Erzählungen mit Reflexionen oder Kommentaren an oder wollen sie den Eindruck der Objektivität erwecken? In welcher Form tritt der Erzähler/die Erzählerin selbst in Erscheinung? Welcher Erzählanlass wird genannt?

Das dritte Kapitel widmet sich jeweils den Hauptfiguren der Texte, den Vätern und ihrem Agieren im Dritten Reich. Wie wird der Vater im jeweiligen Text als Täter dargestellt? Welche Informationen gibt der Ich-Erzähler/die Ich-Erzählerin über den Vater und dessen Verhalten in der Nazi-Zeit? Welche Bedingungen finden die ErzählerInnen für das Verhalten ihrer Väter als Mitläufer oder überzeugte Nazis? Welche Rechtfertigungen findet der Vater für sein Verhalten? Kommt der Vater im Text selbst zu Wort? Und schließlich auch: Wie verhält sich der Vater nach dem Krieg, als er mit den Fragen des Kindes konfrontiert wird? Wie geht er mit der Schuldfrage um? Fühlt er sich als Täter oder selbst als Opfer? Wird ausschließlich

verschwiegen und verdrängt oder spricht der Vater zumindest im familiären Umfeld über das Erlebte? In manchen Texten ist es der Fall, dass die Väter nicht in erster Linie als Täter im Dritten Reich, sondern als (Gewalt-)Täter im privaten Umfeld portraitiert werden. Dies soll natürlich Gegenstand eingehender Betrachtung sein, jedoch stellt sich auch die Frage, welche Gründe es haben könnte, wenn das Verhalten des Vaters in der NS-Zeit nicht eingehend reflektiert wird.

Im vierten Teil soll der Frage nach dem Verhältnis der Kinder zum Vater nachgegangen werden. Dabei geht es um die private, emotionelle Seite der Vater-Kind-Beziehung. Wie gestaltet sich diese Beziehung in Kindheit und Jugend und schließlich im Erwachsenenleben? Wahrt der Sohn/die Tochter zum Vater Distanz oder kommt es auch zu Annäherungen auf zwischenmenschlicher Ebene? In wieweit lassen sich Motive der Vatersuche oder des „Ödipus-Komplexes“ erkennen? Kommt es zu einem Abnabelungsprozess? Wie reflektiert der Erzähler/die Erzählerin den Generationskonflikt? Und: In wieweit ist diese Reflexion charakteristisch oder stellvertretend für eine ganze Generation?

Zum Schluss soll der Text auch auf den Umgang des Erzählers/der Erzählerin mit der Schuldfrage hin untersucht werden. Zu welchem Urteil kommen die Söhne und Töchter über ihre Väter? Verdammen sie sie, lehnen sie sie kategorisch ab oder bringen sie Verständnis auf – versuchen sie vielleicht sogar, ihre Väter zu rehabilitieren? Wird die Nazivergangenheit der Eltern verdrängt? Wie stellen die Söhne und Töchter den Umgang der Väter-Generation mit der Schuldfrage dar? Interessant ist in diesem Zusammenhang auch die Frage, inwieweit die Söhne und Töchter die Schuld der Väter quasi als geerbte Schuld auf sich selbst projizieren.

4.1. Du musst ihn verurteilen, sonst verteidigst du ihn

Peter Henisch: Die kleine Figur meines Vaters

4.1.1. Autor und autobiographischer Gehalt

Der Schriftsteller Peter Henisch wurde am 27. August 1943 in Wien geboren. Sein Vater, Walter Henisch, dessen Lebensgeschichte der in dieser Arbeit analysierte Roman behandelt, war ein bekannter Pressefotograf, der in der Zeit des Nationalsozialismus als Propagandaphotograph im Zeichen des Hakenkreuzes arbeitete. Walter Henischs Vater war der tschechische Friseur Jaroslav Hemiš oder Heniš, der seine Frau Martha kurz nach der Geburt von Peter Henischs Vater Walter verlassen hat. Diese heiratete dann, trotz jüdischer Abstammung, den deutschnational orientierten Sudetendeutschen Herrn Prinz, der wesentlichen Einfluss auf die weitere Entwicklung Walter Henischs haben sollte. Der Widerspruch zwischen den vertuschten jüdischen Wurzeln seiner Mutter und der offen zur Schau getragenen deutschnationalen Gesinnung seines Vaters, war für Walter Henisch, wie im Roman deutlich wird, im höchsten Maße persönlichkeitsprägend. Die Kindheit von Walter Henisch ist genauso Gegenstand des Romans, wie seine Tätigkeit als NS-Pressefotograf, seine spätere Anstellung bei der sozialdemokratischen *Arbeiterzeitung* und schließlich sein langsames Sterben.

Auch sich selbst macht Peter Henisch in dem autobiographischen Roman zum Erzählgegenstand. Der 1943 geborene Autor hat den Krieg selbst nicht mehr bewusst erfahren, erlebte aber die Nachkriegszeit im zerbombten Wien mit, was in vielen seiner Werke (z.B. dem *Schwarzen Peter*) deutlich wird. Nach der Realschule studierte Henisch bis 1968 in Wien Philosophie, Psychologie, Geschichte und Germanistik. Er arbeitete an einer abgebrochenen Dissertation über Ernst Bloch. Die Protestkultur der 1968er bildete den politischen und soziokulturellen Kontext, der sich durch das gesamte Werk des Autors ziehen sollte (z.B. *Der Mai ist vorbei*). Seit den späten 60er-Jahren schrieb er regelmäßig für Tageszeitungen und Literaturzeitschriften und veröffentlichte neben „konkreter“ Lyrik und Prosa auch Literaturkritiken. 1969 gründete Henisch gemeinsam mit Helmut Zenker die Literaturgruppe und –zeitschrift *Wespennest*. Seit 1971 lebt der Literat als freier

Schriftsteller in Wien. 1973 tat er sich mit einigen Musikern zur Gruppe *wiener fleisch & blut* zusammen und veröffentlichte zwei Langspielplatten.³⁴

Den ersten Schritt in Richtung überregionale Bekanntheit machte Henisch mit den Werken *Hamlet bleib* (1971) und *Vom Baronkarl* (1972). Mit dem Roman *Die kleine Figur meines Vaters*, der erstmals 1975 im Residenz-Verlag erschien, erlangte Henisch überregional Anerkennung. Er veröffentlichte damit rund fünf Jahre vor dem Einsetzen des großen „Vater-Booms“ ein wegweisendes Buch für dieses Genre. Zu seinen wichtigsten früheren Werken gehören auch *Der Mai ist vorbei* (1978), *Bali oder Svoboda steigt aus* (1981) und *Pepi Prohaska Prophet* (1986).³⁵

Sein bis heute erfolgreiches und 2003 im Residenz Verlag in einer Neubearbeitung und mit privatem Bildmaterial neu aufgelegtes Debütwerk ist *Die kleine Figur meines Vaters*. Der Roman wurde 1979 unter der Regie von Götz Fritsch verfilmt. Peter Henisch, der auch als Drehbuch- und Hörspielschreiber in Erscheinung getreten war, lieferte für den TV-Film das Drehbuch.³⁶

In einem großen Teil der Werke Henischs finden sich auffällige Übereinstimmungen mit Daten und Ereignissen aus seinem Leben. Deshalb wurde und wird Henisch oft als realistischer bzw. autobiographischer Autor bezeichnet.³⁷ Henisch selbst bezeichnet diesen autobiographischen Ansatz als entscheidende Methode seiner schriftstellerischen Tätigkeit, wie dieses Zitat aus einem Gespräch mit Michael Cerha im März 2003 belegt:

*Schreiben war für mich immer stark von biographischen Ansätzen getragen, auch von autobiographischen. Ich wollte die Geschichte von Menschen erzählen, die meines Vaters, in Zusammenhang damit auch etwa von meiner eigenen, die Geschichte vom Baronkarl, die von Jim Morrison usf. Da war jeweils ein Lebensfaden, der sich durch diese Texte gezogen hat.*³⁸

³⁴ Vgl. Walter Grünzweig und Gerhard Fuchs (Hg.): *Peter Henisch*. Graz, Wien: Droschl, 2003. S. 221-229.

³⁵ Vgl. Ebd., S. 229-230.

³⁶ Vgl. Christoph Parry: *Peter Henisch*. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Edition Text+Kritik, 68. Nachlieferung.

³⁷ Vgl. Grünzweig und Fuchs (2003), S. 217.

³⁸ Ebd., S. 21.

An anderer Stelle betont Henisch, dass er keiner von jenen sei, „die glauben, die Sprache ist das eigentliche Thema der Literatur“³⁹. Die Sprache sei zwar als Mittel und Werkzeug wichtig, aber der eigentliche Zweck sei „die Darstellung der Welt“: „Meine Conditio ist die eines Menschen, der in einem kleinen, doch zerstörten Land aufwächst, nach und nach begreift, dass da eine sehr problematische, widersprüchliche und interessante Geschichte eine Rolle spielt, von Menschen in Mitteleuropa im 20. Jahrhundert.“⁴⁰

Trotzdem handelt es sich bei Henischs autobiographischem Roman *Die kleine Figur meines Vaters* um einen fikionalisierten Text im Sinne einer „stellvertretenden Biographie“, wie Henisch in einem Interview mit der *Presse* betont, als er auf die Tonbandaufnahmen seines Vaters angesprochen wird: „[...] ich habe die Stimme meines Vaters noch im Ohr. [...] Aber es war in meinem Buch nie eine authentische Stimme, sondern eine Literaturfassung. Es ist die Geschichte eines halben Jahrhunderts, die Geschichte unserer Herkunft.“⁴¹ Im letzten Satz des Zitates verweist Peter Henisch auf den weiter oben bereits angesprochenen allgemeingültigen, über das Private hinausgehenden Anspruch seines Textes (siehe Kapitel 2.2.3.).

Henisch hat die *Kleine Figur* zwei Mal überarbeitet. Nach der Originalausgabe, die 1975 mit der Gattungsbezeichnung *Erzählung*⁴² im Fischer-Verlag veröffentlicht wurde, erschien die erste Überarbeitung als *Roman* 1987 im Residenz Verlag und die zweite, neu überarbeitete und mit Fotografien des Vaters erweiterte, im Jahre 2003 im Residenz Verlag.⁴³ Die mehrfache Neubearbeitung desselben Textes, die ja im Literaturbetrieb nicht allzu oft vorkommt, kommentiert Henisch in der Ausgabe aus dem Jahre 2003 im Vorwort mit folgenden Worten: „Mit meinen Büchern bin ich nie fertig, schon gar nicht mit diesem.“⁴⁴

³⁹ Grünzweig und Fuchs (2003), S. 232.

⁴⁰ Norbert Mayer: „*Meine Texte wehren sich*“. *Peter Henisch über seinen kleinen Vater, sich selbst und die erzählende Großmutter*. In: *Die Presse*, 26.3.2003. Beilage Feuilleton, S.1.

⁴¹ Ebd.

⁴² Vgl. Elisabeth Augustin: *Geschichtsverhandlungen. Der Schulddiskurs als Interdiskurs und Stimmenvielfalt bei Peter Henisch*. Wien, 2006. (Dipl.-Arbeit). S. 62.

⁴³ In der vorliegenden Arbeit wird aus der überarbeiteten Fassung 2003 zitiert. Es ist die letzte gültige vom Autor überarbeitete und erweiterte Fassung.

⁴⁴ Peter Henisch: *Die kleine Figur meines Vaters*. Salzburg, Wien, Frankfurt: Residenz, 2003³. S. 6.

Neben der Prosa widmete sich Henisch immer wieder auch der Lyrik, so etwa in seinem 1989 im Residenz Verlag erschienenen Gedichtband *Hamlet, Hiob, Heine*. Des Weiteren arbeitete Henisch auch an Liedtexten. Mit den Musikern Woody Schabata und Hans Zinkl gab er unter anderem 2001 *Black Peter's Songbook* inklusive CD heraus.

Zu Henischs jüngsten Werken gehören der 2000 veröffentlichte Roman *Schwarzer Peter* und der Roman *Die schwangere Madonna* (2005), der für den deutschen Buchpreis nominiert war. Im Jahre 2007 erschien *Eine sehr kleine Frau* im Deuticke Verlag. Inhaltlich und thematisch, sowie durch die wieder deutliche autobiographische Prägung schließt der Roman an die *Kleine Figur* an. Ende Juli 2009 erscheint Henischs neuester Roman *Der verirrte Messias* im Deuticke Verlag.

4.1.2. Inhalt und Erzähltechnik

Kurz vor dem Tod seines Vaters, des Pressefotografen Walter Henisch, beginnt Peter Henisch an dem Text zu schreiben. Er möchte die Lebensgeschichte seines Vaters dokumentieren und macht zu diesem Zweck Tonbandaufzeichnungen von den Gesprächen mit dem Vater am Krankenbett, die er fragmentartig im Roman wiedergibt. Diese Erinnerungen des Vaters auf Tonband bilden die erste zeitliche Ebene im Roman, die in der Vergangenheit spielt. In diesem Zusammenhang ist zu erwähnen, dass Biografie und Werk trotz aller Überschneidungen mit den realen Personen Peter und Walter Henisch an manchen Stellen doch deutlich voneinander abweichen.⁴⁵

In einer Art Montagetechnik reichert der Ich-Erzähler die Erinnerungen seines Vaters mit seinen eigenen Reflexionen, nie abgeschickten Briefen an den Vater und Gesprächen mit der Mutter und der Großmutter, aber auch mit Gesprächen mit der Vater-Figur an. Dies ist die zweite, gegenwärtige Zeitebene des Textes, auf der auch die Entstehung des Romans und die Situation während des Schreibens reflektiert werden. Inhalt des Romans ist also einerseits die Biographie von Walter Henisch und

⁴⁵ Vgl. Schobel (1988), S. 49.

andererseits das Verhältnis der Figur des Sohnes zum Vater und dessen Suche nach der eigenen Identität im Zuge der Loslösung vom Vater.

Die Erzählung setzt mit der Kindheit Walter Henischs ein. Seine Mutter hatte sehr jung ein Verhältnis mit einem tschechischen Friseur, kurz vor Ausbruch des 1. Weltkrieges kam Walter Henisch zur Welt. Später heiratete sie einen anderen Mann, den Sudetendeutschen Albert Prinz, dem der Sohn mit „undeutscher“ Abstammung und jüdischem Blut stets ein Dorn im Auge war. Nach zahlreichen Jahren in Heimen mit strengen Regeln und körperlicher Züchtigung wurde Walter von seinen Erziehungsberechtigten nach Hause geholt, wodurch sich seine Lage allerdings nicht verbesserte und er einem tyrannischen Stiefvater und einer hilflosen, von Komplexen gelähmten Mutter ausgeliefert war. Über den deutschnationalen Stiefvater kam Walter Henisch auch zur Hitlerjugend. Nach dessen Tod arbeitete sich Walter Henisch zu einem gefragten Fotografen hinauf und bekam schließlich das Angebot, für die Propagandakompanie der Nazis zu arbeiten. So wurde er zu einem der wichtigsten Kriegsberichterstatter der deutschen Wehrmacht. Während des Krieges, in dem er vor allem in der Sowjetunion und in Jugoslawien diente, heiratete er seine Freundin Rosa und Peter Henisch wurde geboren. Nach dem Krieg hielt sich die Familie durch des Vaters Tätigkeit als Portraitfotograf der russischen Besatzer über Wasser. Später schlug er sich als freier Fotograf mehr schlecht als recht durch, weshalb er letzten Endes eine fixe Anstellung bei der *Arbeiterzeitung*, dem Organ der SPÖ, annahm. Ab diesem Zeitpunkt merkt man beim Vater eine immer stärker werdende Resignation, da die fixe Anstellung dem Freiheitsideal Walter Henischs widerspricht.

Wider Erwarten endet der Roman nicht mit dem Tod des Vaters, sondern mit einer Art Parabel, die Henisch selbst als einen „versöhnlichen, relativ hoffnungsvollen Schluß“⁴⁶ bezeichnet. Der Vater erzählt dem Sohn zwei verschiedene Versionen einer Geschichte über einen Ballonstart. Mit einer Anekdote vom Luftballonstart am „Tag des Kindes“, bei der der Vater Nationalräte und Parteifunktionäre links liegen lässt, um sich mit seinem Objektiv ganz dem Gesichtsausdruck eines kleinen Mädchens zu widmen, als es dem in den Himmel steigenden Ballon nachschaut: „In dem bißchen Zeit, das ich noch habe, will ich endlich mit dieser verlogenen Knipserei

⁴⁶ Henisch (2003), S. 5.

[...] aufhören und wenigstens noch damit anfangen, wahrhaftig zu fotografieren!“⁴⁷
Das wahre Ende des Romans, der Tod des Vaters, war hingegen schon im Vorwort vorweggenommen worden: „Aber als er wirklich tot war und der Jugoslawe vom Nebenbett aufstand, langsam herankam und leise fragte: KAPUTT?, da hatte alles eine andere Dimension.“⁴⁸

4.1.3. Der Vater als Täter

Walter Henisch sieht sich selbst als typischen Mitläufer, der aus einem fast übermäßig gesunden Selbsterhaltungstrieb heraus den Weg des Opportunismus gewählt hat und der in der Arbeit bei der Propagandakompanie nur seine Verwirklichung als Fotograf im Auge hatte, alle negativen Aspekte aber einfach ausblendete. Ein gewisser Hang zur Uniformierung, der Wunsch "Gleicher unter Gleichen" zu sein trug dazu bei, dass sich Henisch als Soldat wohl fühlte. Dieser Drang dürfte auf einen in der Kindheit entstandenen und vor allem vom Stiefvater verursachten Komplex zurückzuführen sein. Schließlich war er immer kleiner als die anderen, ein Außenseiter und wurde vom tyrannischen Stiefvater immer unterschätzt. Außerdem resultierten seine Minderwertigkeitskomplexe auch aus der jüdischen Abstammung seiner Mutter, die sich gewissermaßen hat „arisieren“ lassen. Treffend gesteht Walter Henischs Stimme am Tonband: „Um zu irgendeiner Gemeinschaft dazuzugehören, wäre ich damals wahrscheinlich auch in eine Uniform mit blauen Tupfen geschlüpft.“⁴⁹

Umso "größer" fühlt sich Walter Henisch als Propagandafotograf. Er kann seinem verstorbenen Stiefvater endlich beweisen, dass dieser ihn immer unterschätzt hat. Eine Begegnung mit Joseph Goebbels bestätigt ihn:

Und dann habe ich eines Tages Joseph Goebbels in den Sophiensälen fotografiert. Als er mir bei einer auf seinen Vortrag folgenden Presskonferenz die Hand geschüttelt hat, ist mir aufgefallen, daß er kaum größer war als ich. Jaja, wir Kleinen, wir können auch groß sein, wenn man uns auf den richtigen Platz stellt. Seither habe ich mich auf dem richtigen Platz gefühlt.⁵⁰

⁴⁷ Henisch (2003), S. 249.

⁴⁸ Ebd., S. 5.

⁴⁹ Ebd., S. 62.

⁵⁰ Ebd., S. 71.

Peter Henisch beschrieb in einem Interview mit dem *Falter* die Annäherung seines Vaters an die Nationalsozialisten, die gewissermaßen stellvertretend für eine ganze Generation von Mitläufern und gelten kann:

Trotz seiner jüdischen Abstammung ist er in immer größerer Nähe zum Nationalsozialismus geraten und fühlte sich nach dem Tod seines Vaters und nach der Machtergreifung der Nazis in Österreich bis zu einem gewissen Grad auf der richtigen Seite, auf der mutmaßlichen Gewinnerseite.⁵¹

Umso schwerer ist es natürlich für Walter Henisch nach Ende des Krieges, sich einzugestehen, worauf er sich durch sein ewiges Streben nach Anerkennung und Macht eingelassen hat. Als Propagandafotograf auf Feldzügen in Jugoslawien und der Sowjetunion war es selbstverständlich seine Aufgabe, den Krieg ins "BESTE" Licht zu rücken, den Krieg verherrlicht darzustellen und so die Gräueltaten und Verbrechen des Nazi-Regimes zu verharmlosen und zu verstecken: „Als Fotograf habe ich Aufträge bekommen, ich habe diese Aufträge erfüllt. Was dahinter gesteckt ist, danach habe ich nie gefragt.“⁵²

Er beschließt, sich hinter der Kamera zu verstecken und den Horror des Krieges nur in Form von Bildern, nicht aber real wahrzunehmen. Im Buch weisen mehrere Stellen auf diesen Schutzmechanismus hin:

Den Zeigefinger am Auslöser, sagt mein Vater. Die mit dem Finger am Abzug, das waren andere. Mein Vater war mittendrin, nein er war am Rande. Die Ereignisse sind ohnehin passiert. Er hat einfach versucht, etwas von ihnen festzuhalten. Für mich war das Fotografieren immer die Hauptsache, sagt er. Alles andere, sagt er, war nebensächlich. Sein Blick war immer ein Blick durch die Kamera. Vielleicht war das Fotografieren auch eine Möglichkeit, von den Ereignissen abzusehen.⁵³

Dadurch, dass er die Realität abbildet, hält Walter Henisch sie von sich selber fern. Gewissermaßen stiehlt er sich, indem er immer wieder betont, den Krieg nur als eine

⁵¹ Erich Klein: „Literatur ist Renitenz“. *Gespräch mit Peter Henisch*. In: *Falter*, 10.10.2003. (Nr. 41/03), Beilage Bücherherbst S. 7-8.

⁵² Henisch (2003), S. 69.

⁵³ Henisch (2003), S. 70.

„Folge von Bildern“⁵⁴ gesehen zu haben, auch aus der Verantwortung – diese überlässt er seinen Auftraggebern.⁵⁵

Peter Henisch arbeitet in seinem biographischen Roman eine am Vater beobachtete Dokumentationsmanie heraus, gepaart mit einer "Brutalen Neugier", die den Vater als Fotograf sein Mitgefühl vergessen lässt. Walter Henisch schildert mehrere Situationen im Krieg, die menschlich gesehen katastrophal, als Fotograf aber von ungeheurem Interesse für ihn waren. Dies wird auch darin deutlich, dass die für ihn besten Bilder seiner Karriere ausgerechnet in Russland entstanden sein sollen. Auch beim Einschlag einer Granate auf einen Kollegen lauert er instinktiv auf den besten Moment, um ein Bild zu machen. Wieder einmal sprechen die Worte Walter Henischs für sich:

Wenn ich vor einem brennenden Haus stehe und ich sehe, wie die Leute aus dem Fenster springen, so wird mir das ALS MENSCH furchtbar leid tun. ALS FOTOGRAF aber wird es mir Motiv sein, und ich werde, den Finger am Auslöser, davorstehen, -knien, oder -liegen und lauern. Und mein Fotografenhirn wird nichts anderes im Sinn haben als die genaue Entfernung, die richtige Belichtungszeit und die entsprechende Blende. Und wenn die Frau, die soeben aus dem vierten Stock springt, genau am zweiten Stock vorbeikommt, drück ich ab.⁵⁶

Genau mit dieser Einstellung, wurde er zum führenden Kriegsberichterstatter und bekam - zu seinem besonderen Stolz - das "Eiserne Kreuz" verliehen. Der Vater besteht allerdings vor seinem Sohn darauf, nie hinterfragt zu haben, für wen er diese Bilder eigentlich gemacht hat. Die Rassenideologie der Nazis war ihm - seinen eigenen Angaben zu Folge - nicht wichtig oder mehr gar nicht bewusst: „Als Fotograf habe ich Aufträge bekommen, ich habe diese Aufträge erfüllt. Was dahinter gesteckt ist, danach habe ich nicht gefragt.“⁵⁷ Walter Henisch sieht sich selbst also nicht als Mit-Täter, er zeigt auch wenig Mitleid für die Opfer. Über die Vernichtung der Juden, so Walter Henisch, habe man nichts zu wissen gehabt.⁵⁸

⁵⁴ Henisch (2003), S. 79.

⁵⁵ Vgl. Stephan Marmsoler: „Auf der Suche nach den verlorenen Vätern“. Die Darstellung der Vaterfiguren in Peter Härtlings Roman „Nachgetragene Liebe“ Peter Henischs Roman „Die kleine Figur meines Vaters“ und Julian Schuttings Erzählung „Der Vater. Innsbruck, 2001. (Diplomarbeit). S. 104.

⁵⁶ Henisch (2003), S. 48.

⁵⁷ Ebd., S. 69.

⁵⁸ Vgl. Ebd., S. 129.

4.1.4. Der Vater-Kind-Konflikt

Den offensichtlich herannahenden Tod des Vaters nimmt Peter Henisch zum Anlass, das Bild, welches er jahrelang von seinem Vater gehabt hat, zu überdenken und zu überprüfen. Die Beschäftigung mit der Geschichte des Vaters wird aber immer mehr zu einer Suche nach sich selbst, wie der Autor auch schon im ersten Teil bemerkt:

Aber später habe ich ihm gestanden, daß ich wissen möchte, wer ER ist, um mir darüber klar zu werden, wer ICH bin.⁵⁹

Dem Autor ist also von Anfang an bewusst, dass es hier auch um seine eigene Geschichte geht. Ohne es vorher beabsichtigt zu haben, wird eine jahrelange hartnäckige Distanz zum Vater überwunden. Die Distanz, die ihm mit dem Erwachen seines politischen Bewusstseins, eigenen Schilderungen zufolge, „aus dem Bauch heraus“⁶⁰ gekommen ist. Zum Beispiel wegen der „Schirmmütze mit dem Hakenkreuz“⁶¹, die der Vater noch immer mit stolz trage und der „Armbinde mit der Aufschrift KRIEGSBERICHTER DES HEERES“, die noch heute wie eine Trophäe im Labor des Vaters hänge. Der Ich-Autor hat plötzlich das Bedürfnis, den Vater zu verstehen: „Ob ich will oder nicht: ich komme Dir näher.“⁶² Und die Suche nach dem "wahren" Vater wird auch zur Suche nach sich selbst, wie die Reflexionen in zahlreichen, immer wieder in den Text eingeschobenen, an den Vater adressierten und im vertraulichen „Du“ abgefassten, aber niemals abgeschickten Briefen verraten:

Lieber Papa, schrieb ich, ich bin mir nicht ganz im klaren darüber, warum mich Deine Lebensgeschichte plötzlich interessiert, aber mir ist, als wäre ich auf eine Spur geraten, der ich folgen will, obwohl ich noch nicht weiß, wohin sie führt. Hinter einem anderen her begegnet man sich selbst [...].⁶³

Der Ich-Erzähler macht einen Schritt auf den Vater zu, ohne ihn schon im Vorhinein zu verurteilen. Er möchte das Handeln des Vaters begreifen, nicht (mehr) mit ihm abrechnen. Dies macht das Buch auch zu einem besonderen Werk, das laut Kritikern viele andere Bücher der Kinder von Tätern überlebt hat. Dazu etwa Erich Hackl:

⁵⁹ Henisch (2003), S. 11.

⁶⁰ Vgl. Peter Henisch: *Info für Craig (4)*. In: Franz Schuh (Hg.): *Figurenwerfen. Der Peter-Henisch-Reader*. Salzburg, Wien, Frankfurt: Residenz, 2003. S. 75.

⁶¹ Henisch (2003), S. 22.

⁶² Ebd., S. 23.

⁶³ Ebd., S. 21.

*Dieses Erbarmen hat nichts Herablassendes an sich, bedeutet kein Abrücken, erfordert keinen Bruch (auch kein Verzeihen), allerdings die Fähigkeit, sich in die Lage des anderen zu versetzen.*⁶⁴

Er distanziert sich, selbst schon dreißig Jahre alt, von einer zuvor praktizierten (jugendlichen) Haltung der bedingungslosen Verurteilung und erkennt, dass man nur begreifen kann, wenn man sich von der Schwarz-Weiß-Malerei abwendet:

*Denn der Generationskonflikt, in dem ich bisher ganz eindeutig Partei ergriffen habe, und selbstverständlich war ich auf der Seite der Söhne, ist plötzlich in mir. [...] Womöglich ist es schon ein Zeichen der Unsicherheit, und so gesehen wohl auch ein Zeichen der Veränderung, daß ich auf einmal das Bedürfnis habe, Dich zu verstehen. Das Bedürfnis, Bedingungen zu finden für die Konsequenzen, die ich auch jetzt nicht gutheiße, aber möglicherweise besser begreife.*⁶⁵

Die Annäherung an den Vater wird auch dadurch ermöglicht, dass der Ich-Erzähler erkennt, dass sein eigener Zugang zur Wirklichkeit als Schriftsteller stark der des Fotografen ähnelt. Er entdeckt die am Vater beobachtete „Brutale Neugier“ in sich selber, auch er macht als Schriftsteller alles zum Material.

*Lieber Papa, schrieb ich, ich frage mich, ob ich Deine Geschichte nicht dazu benutze, mich von mir selbst abzusetzen. [...] Indem ich diesen Teil meines Charakters in DEINEM Charakter wiederfinde, kann ich so tun, als hätte ich ihn verloren. [...] Was ich nämlich der FIGUR MEINES VATERS (und zweifellos bin ich drauf und dran, Dich, Papa, zur Figur zu stilisieren) ZUSCHREIBE, etwa, daß sie alles, was um sie herum existiert und geschieht, flugs zum Motiv macht, kann ich mir selbst nicht ABSCHREIBEN. [...] Aber je ähnlicher ich dir werde, desto besser glaube ich Dich zu verstehn.*⁶⁶

Henisch sucht - und dieses Motiv wird uns noch in allen weiteren in dieser Arbeit besprochenen Texten begegnen - nach Gemeinsamkeiten oder Ähnlichkeiten mit dem Vater. Er sucht gewissermaßen nach den Teilen seiner Identität, die im Vater begründet sind. Seinen Drang zum Schreiben vergleicht er mit der Faszination des Vaters an einer guten Fotografie, selbst die am Vater beobachtete „Brutale Neugier“ findet er in sich selbst wieder:

⁶⁴ Erich Hackl: *Zwischen Sein und Vorschein*. In: Die Presse, 12.4.2003.

⁶⁵ Henisch (2003), S. 23.

⁶⁶ Ebd., S. 106.

[...] mir kommt vor, daß ich Dich manchmal mit derselben unterkühlten Leidenschaft beobachte, mit derselben BRUTALEN NEUGIER, von der Du mir erzählt hast. [...] Dich, der Du alles zum Material gemacht hast, mache ich erst recht zum Material. Und meine Kritik an Dir, der Du alles zum Material gemacht hast. Und meine Kritik an mir selbst, der ich sogar diese Kritik zum Material mache.⁶⁷

Erst die Identifikation mit dem Vater - die natürlich einher geht mit der Ablehnung der Art, wie er das Leben bewältigt hat - führt den Autor zur eigenen inneren Reife. Auch die Tatsache, dass er dem Vater trotz allem dankbar ist, für das Ideal der Freiheit, welches er ihm mitgegeben hat, zeigt die zunehmende Identifikation mit dem Vater, wenn sie auch durch kritische Annäherung nur bis zu einem gewissen Maße erfolgt.

Lieber Papa, schrieb ich, nein, ich will nicht so werden, wie Du geworden bist. Ich will nicht so sein, wie Du warst, obwohl ich Dich begreife. Hinter einem anderen her begegnet man sich selbst [...] Ich will aus deiner Spur ausscheren, verstehst Du, was du mir vorgelebt hast, mag ich nicht nachleben.⁶⁸

4.1.5. Der literarische Umgang mit der Schuldfrage

„Du mußt ihn verurteilen, sonst verteidigst du ihn“⁶⁹ – Diesen Satz sagt die Frau des Ich-Erzählers, Sonja, gegen Ende des Buches. Er bringt den Zwiespalt des Sohnes, der immer wieder über diese Worte nachdenkt, auf den Punkt. Muss er den Vater verurteilen? Darf er ihn überhaupt verstehen und sogar als Vater lieben oder verteidigt er ihn damit schon? Dies sind Fragen, die sich eine ganze Generation von Nazi-Täter-Kindern in Deutschland und Österreich stellen mussten. So wenig es der Ich-Erzähler vielleicht auch bewusst beabsichtigt: Je mehr er sich mit dem Leben seines Vaters beschäftigt, desto mehr kann er ihn verstehen.

Peter Henisch geht dazu über, Indizien zu sammeln und Vorannahmen zu überprüfen und erkennt, obwohl er natürlich nicht gutheißt, wie der Vater agiert hat, dass er ihn verstehen kann. Er findet gewissermaßen die „Bedingungen für die Konsequenzen“ und versucht „Besserwisserei“ bei aller Kritik an den Vater zu vermeiden.⁷⁰

⁶⁷ Henisch (2003), S. 106-107.

⁶⁸ Ebd., S. 151-152.

⁶⁹ Ebd., S. 208.

⁷⁰ Vgl. Norbert Mayer: „Meine Texte wehren sich“. Peter Henisch über seinen kleinen Vater, sich selbst und die erzählende Großmutter. In: Die Presse, 26.3.2003. Beilage Feuilleton, S.1.

Peter Henisch versucht den Vater als Menschen zu begreifen, erforscht seine Kindheit mit all ihren Schattenseiten, um so sein späteres Handeln zu verstehen. Hier werden ihm die Komplexe des Vaters bewusst, die ihn dann zu einem erstklassigen Mitläufer und Opportunisten gemacht haben.

Auf der anderen Seite verschont der Ich-Erzähler die Figur des Vater nicht mit Vorwürfen, die seine Mitschuld und sein Mitwissen an den grauenhaften Verbrechen der Nationalsozialisten betreffen: So stellt er ihm unter anderem auch die Frage, ob er von den Massendeportationen und Konzentrationslagern gewusst habe. „Nichts sehen, orakelt mein Vater, nichts hören, nichts reden.“⁷¹ Und ob er vielleicht Konzentrationslager fotografiert habe? „[...] nein, davor hat mich der liebe Gott bewahrt. [...] Ich hab dir doch schon einmal gesagt, daß ich mit diesen KZ-Geschichten nichts zu tun gehabt hab.“⁷² Dies sind für den Sohn natürlich keine befriedigenden Antworten. Die Abneigung des Sohnes gegenüber dem allzu eifrig praktizierten Opportunismus des Vaters bleibt klar und deutlich. Er kritisiert die „Brutale Neugier“ des Vaters, erzählt aber sogleich eine Episode, in der er selbst genau dieser „Brutalen Neugier“ verfallen ist. Dies macht das Buch erst so glaubwürdig. Er distanziert sich vom Vater, kann ihn aber auch verstehen. Er kann den Vater verstehen, aber bleibt trotzdem der „kritische Sohn“:

Aus der heutigen Position sieht man das alles sehr vereinfacht. Gewiß haben sich manche an der Erniedrigung und Beleidigung bisheriger Mitbürger begeistert. Aber das möchte ich gerne sehen, was IHR dagegen gemacht hättet. Wer: IHR? frage ich. Na, deine gescheite Generation, sagt er. - Damals hat man sich nicht einfach hinstellen können und protestieren. Schon gar nicht, wenn man dabei war, sage ich.⁷³

Erich Hackl findet meiner Meinung nach die besten Worte, um die besondere Qualität des Romans von Peter Henisch zu beschreiben:

Die kleine Figur meines Vaters ist ein bei aller Unerbittlichkeit sehr menschenfreundliches Buch. Es ist versöhnlich ohne Schulterklopfen. Es hat mehr Fragen als Antworten. Es ist diskret, ohne etwas zu verschweigen.⁷⁴

⁷¹ Henisch (2003), S. 129.

⁷² Ebd., S. 207.

⁷³ Ebd., S. 73.

⁷⁴ Hackl (12.4.2003).

Die Antwort auf die Ausgangsfrage scheint Peter Henisch für sich gefunden zu haben: Man muss nicht verurteilen um nicht zu verteidigen. Man kann verurteilen und trotzdem versuchen, zu verstehen.

4.2. *Ich will nicht deine Tochter sein* Brigitte Schwaiger: Lange Abwesenheit

4.2.1. Autorin und autobiographischer Gehalt

Brigitte Schwaiger wurde am 6. April 1949 im oberösterreichischen Freistadt als erste von vier Töchtern eines Arztes geboren. Nachdem sie zwei Semester lang in Wien Psychologie, Romanistik und Germanistik studiert hatte, heiratete sie 1968 einen spanischen Tierarzt und Offizier. Mit ihm lebte sie in Mallorca und Madrid. Nach ihrer Scheidung 1972/73 studierte sie an der Pädagogischen Akademie in Linz. Daneben arbeitete sie als Schauspielerin und Regieassistentin.

Ihr literarisches Debüt gelang Brigitte Schwaiger im Alter von 28 Jahren mit dem 1977 im Zsolnay-Verlag erschienenen Roman *Wie kommt das Salz ins Meer?*. Das Werk wurde innerhalb eines Jahres fünfzehn Mal aufgelegt, in mehrere Sprachen übersetzt und zählte in seinem Erscheinungsjahr zu den zehn meistverkauften Büchern im deutschen Sprachraum. Auch die zwei Jahre später veröffentlichte Taschenbuch-Ausgabe hatte großen Erfolg.⁷⁵ Schwaiger wurde, unter anderem unterstützt durch ihren einflussreichen Fürsprecher Friedrich Torberg, schon bald als literarische Entdeckung gepriesen, ihre Literatur der autobiographischen, feministischen Mode zugeordnet.⁷⁶ Schon ihr Erstlingswerk, das die gescheiterte Ehe mit ihrem spanischen Ex-Mann thematisierte, wies die Grundzüge Schwaigers literarischer Methode deutlich auf. Ein Großteil ihrer Werke ist geprägt von einem hohen Authentizitätsanspruch, dem Rückbezug auf die eigene, subjektiv erlebte Realität und der Überschneidung von Ich-Erzählerin und Autorin. Schon im ersten

⁷⁵ Vgl. Hans Wolfschütz: *Brigitte Schwaiger*. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Edition Text+Kritik, 41. Nachlieferung, 1992. Im Internet abgerufen unter <https://univpn.univie.ac.at/+CSCO+00756767633A2F2F6A6A6A2E7879746261797661722E7172++/> (7.7.2009).

⁷⁶ Vgl. Rainer Moritz: „*For what company do you write?*“. *Brigitte Schwaigers beispielhafte Karriere*. In: Wendelin Schmidt-Dengler (Hg.): *Die einen raus – die anderen rein: Kanon und Literatur: Vorüberlegungen zu einer Literaturgeschichte Österreichs*. Berlin: Erich Schmidt, 1994. S. 184.

Roman taucht auch die alles überschattende Figur ihres Vaters auf, die in fast jedem ihrer Werke wieder Gegenstand der Erzählung sein sollte.

Der Aufstieg Schwaigers wäre ohne die massive mediale Selbstinszenierung der Autorin undenkbar. Obwohl die Autorin in *Wie kommt das Salz ins Meer?* noch versuchte, die Autobiographie zu verschleiern (etwa spielt der Roman in Freistadt und nicht, wie die reale Ehe Schwaigers, in Spanien), verschmolzen Text und Autorin durch die mediale Darstellung „zu einem unauflösbaren Gesamtkunstwerk“⁷⁷, Autorin und Ich-Erzählerin wurden in der öffentlichen Wahrnehmung sehr früh gleichgesetzt. Die autobiographische Lesart dominierte bereits von Anfang an die Rezeption und literaturwissenschaftliche Auseinandersetzung mit Brigitte Schwaiger, wie Hans Wolfschütz sehr kritisch anmerkt:

*Mit einem auch im Zeitalter narzißtischer Selbstentblößung ungewöhnlichen Hang zum Seelenexhibitionismus ließ sich die Autorin in zahlreichen Fernseh- und Illustrierteninterviews in einer Weise vermarkten, die ihre Person – den einzigen Fundus ihres schriftstellerischen Materials – beinahe vollkommen hinter Klischees verschwinden ließen.*⁷⁸

In ihrem zweiten Werk, den Erzählungen *Mein spanisches Dorf* (Zsolnay, 1978) widmet sich Schwaiger in einer losen Aneinanderreihung von Impressionen ihrer Kindheit und Jugend in Freistadt. Kurz darauf erschien 1979 Schwaigers Zwei-Personen-Stück *Liebesversuche*, das im Sommerhausner Torturmtheater uraufgeführt wurde.

Auf dem Höhepunkt der so genannten Väterwelle veröffentlichte Brigitte Schwaiger schließlich im Frühjahr 1980 im Zsolnay-Verlag ihre literarische Abrechnung mit dem Vater *Lange Abwesenheit*, ihren – laut eigenen Aussagen – einzigen völlig autobiographischen Text.⁷⁹ In dem Vaterbuch, das vom Verlag wegen der ungewöhnlichen Kürze ohne Gattungsbezeichnung veröffentlicht wurde, protokolliert die Ich-Erzählerin posthum den Tod ihres Vaters und ihr Verhältnis zu ihm. Die darin thematisierte Liebesbeziehung mit dem Juden Peter Birer wird oft mit Brigitte

⁷⁷ Moritz (1994), S. 182.

⁷⁸ Wolfschütz (1992), S. 3.

⁷⁹ Vgl. Eva Koch-Klenske: *Solches Sprechen ist auch eine Heilung ... Gespräch mit Brigitte Schwaiger*. In: Rolf Haubl, Eva Koch-Klenske, Hans-Jürgen Linke (Hg.): *Die Sprache des Vaters im Körper der Mutter. Literarischer Sinn und Schreibprozess*. Gießen: Anabas, 1984. S. 158.

Schwaigers tatsächlicher Affäre mit dem vierzig Jahre älteren, jüdischen Schriftsteller Friedrich Torberg in Zusammenhang gebracht.⁸⁰

In der Folge veröffentlichte Brigitte Schwaiger weitere autobiographische Romane, Kurzdramen, Erzählungen, Hörspiele und Lyrik „höchst unterschiedlicher Ausprägung und Qualität.“⁸¹ Auffallend ist dabei der Hang zur Wiederholung des immer gleichen autobiographischen Stoffes, zur immer wiederkehrenden Rekapitulation ihrer Kindheit und ihrer Gefangenheit in patriarchalischen Strukturen und ihren Enttäuschungen im Erwachsenenleben, also zur Darstellung emotionaler Krisen. In den 80er-Jahren erschien nach *Lange Abwesenheit* unter anderem *Die Galizierin. Ein Erinnerungsmonolog [Mit Eva Deutsch]* (Zsolnay, 1982), *Der Himmel ist süß. Eine Beichte* (Knaus, 1984) und der Lyrikband *Mit einem möchte' ich leben* (Heyne, 1987). Als einer von Schwaigers Schlüsselromanen gilt *Schönes Licht*, erschienen 1990 bei Langen-Müller, eine Satire auf den Medien- und Literaturbetrieb. Die Versuche Schwaigers, sich in den Romanen *Tränen beleben den Staub* (Langen-Müller, 1991) und *Der rote Faden* (Langen-Müller, 1992) von der Verarbeitung autobiographischen Materials abzuwenden, scheiterten. Beide Romane werden heute der Trivialliteratur zugeordnet⁸², das mediale Interesse an Brigitte Schwaiger flaute trotz reger literarischer Produktivität ab.

So griff Schwaiger auch in den 90er-Jahren wieder auf autobiographisches Material zurück. 1993 erschienen die Erzählungen *Der Mann fürs Leben* (Langen-Müller-Verlag), 1994 der Erzählband *Iaro heißt Frühling. Geschichten vom Fremdsein* (ebenfalls Langen-Müller), 1996 verlegte derselbe Verlag den Roman *Ein langer Urlaub*, der Schwaigers Erfahrungen mit ihrer spanischen Ehe wieder aufnahm. Im Jahr 2000 erschien *Ich suchte das Leben und fand nur dich* (Langen-Müller) - wieder ging es um denselben autobiographischen Stoff.

Heute lebt die Schriftstellerin Brigitte Schwaiger, die an starken Depressionen leidet, in bescheidenen finanziellen Verhältnissen in Wien und Freistadt. Ihre Erfahrungen in der Psychiatrie verarbeitete Schwaiger in ihrem jüngsten Werk *Fallen lassen*, erschienen 2006 im Czernin-Verlag.

⁸⁰ Vgl. Moritz (1994), S. 185.

⁸¹ Wolfschütz (1992), S. 5.

⁸² Vgl. Moritz (1994), S. 184.

4.2.2. Inhalt und Erzähltechnik

Die Erzählung setzt ein, als der Vater der Ich-Erzählerin bereits gestorben ist und ihn die Tochter am Friedhof besucht. Durch zahlreiche Rückblenden auf ihre eigene Kindheit und die Besuche am Sterbebett des Vaters, Reflexionen und Träume der Erzählerin, die man sich zu einem Großteil mit der Autorin identisch vorstellen kann, wird ein Bild von einer missglückten Vater-Tochter-Beziehung gezeichnet. Zu diesem ersten Handlungsstrang kommen zahlreiche Erinnerungen an die Liebesbeziehung der Ich-Erzählerin mit dem etwas älteren Juden Peter Birer.

Zeitlich gliedert sich die Erzählung in eine Gegenwartsebene, auf der die Erzählerin die Gegenwart reflektiert und imaginäre Zwiesprache mit ihrem verstorbenen Vater hält. Für diese stellvertretenden „Gespräche“ wird zumeist das vertrauliche „Du“ verwendet: „Ich will nicht deine Tochter sein!“⁸³ Rückblenden auf Kindheit und Jugend sowie auf die letzten Tage am Sterbebett des Vaters werden in der Vergangenheit geschildert. Die Liebesbeziehung mit Peter Birer wird zum Teil in der Gegenwart, zum Teil in der Vergangenheit erzählt. Dokumente, wie etwa Fotografien oder Briefe, kommen bei Brigitte Schwaiger kaum zum Einsatz.

Der Prosatext ist mit keiner Gattungsbezeichnung versehen und wurde aufgrund seiner Kürze in der Sekundärliteratur und in Rezensionen oft als Erzählung oder Novelle bezeichnet. Mitunter wurde die Kürze des Textes, der in seiner Erstausgabe „in einer Schrifttype für extrem Weitsichtige“⁸⁴ gedruckt wurde, um den Anschein eines größeren Umfangs zu erwecken, auch kritisiert. In einer Rezension der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung* fragt sich Armin Ayren etwa: „Warum nur hat der Verlag diesen Text durch Riesenbuchstaben auf scheinbar normale Romanlänge hochgetrimmt? Ein schmales Bändchen hätt’s auch getan, und das wäre billiger gewesen. Gewicht bekommen Bücher noch immer durch das, was drinsteht, nicht durch ihr Aussehen.“⁸⁵

⁸³ Brigitte Schwaiger: *Lange Abwesenheit*. Wien, Hamburg: Zsolnay, 1980. S. 51.

⁸⁴ Hellmut Jaesrich: *So viel Liebesdurst bleibt ungelöscht*. *Brigitte Schwaigers Roman – Suche nach einer Vaterfigur*. In: *Die Welt*, 2.2.1980.

⁸⁵ Armin Ayren: *Ein Sturz vom hohen Sockel*. „*Lange Abwesenheit*“ – *Brigitte Schwaigers dritte Prosaveröffentlichung*. In: *FAZ*, 9.2.1980.

Insgesamt überwiegt in *Lange Abwesenheit* die Autobiographie gegenüber der Fiktion, sogar der eigene Familienname wird explizit genannt. Rainer Moritz spricht bei Brigitte Schwaiger von einem „Zwang zur autobiographischen Literatur“⁸⁶. Für Schwaiger sei Literatur eine Art Beichte, eine literarische Ersatzhandlung. Auch beobachtet Moritz einen Hang zur Selbstanalyse und zwanghaften Rekapitulation der eigenen Kindheit.⁸⁷ Der psychoanalytische und selbsttherapeutische Ansatz in Schwaigers Werk ist offensichtlich und wird auch von der Autorin nicht geleugnet: „Solches Sprechen ist auch eine Heilung“⁸⁸, meinte Schwaiger etwa im Hinblick auf ihren literarischen Stil in einem Interview mit Eva Koch-Klenske. Sprachlich zeichnet sich Brigitte Schwaigers Text durch einen kurzen, unmittelbaren Satzbau, den spärlichen Gebrauch von Wortschöpfungen und Fremdwörtern⁸⁹ und einen großen Hang zur Melancholie und Ironie aus.

4.2.3. Der Vater als Täter

Die Informationen über den Vater beschränken sich in Brigitte Schwaigers Text hauptsächlich auf die abweisende Beziehung zur Tochter. Über das Verhalten des Vaters in der NS-Zeit sind die Informationen spärlich, weshalb manche Kritiker bemängelt haben, dass über ihre private Problematik hinausgehende kritische Reflexionen zur Ablösung von der Vätergeneration zu kurz kommen.⁹⁰

Erwähnt wird zumindest, dass der Vater als Hauptmann im Krieg gedient hat, wobei jegliche Details unerwähnt bleiben. Diese Information bekommt der Leser nur im Zusammenhang mit den rigorosen und auf äußerste Disziplin bedachten Erziehungsmethoden des Vaters: „Wenn du deine Hauptmannsuniform aus dem Krieg daheim getragen hättest von Anfang an, dann wäre vielleicht vieles deutlicher gewesen.“⁹¹ Aus dem Text geht weiter hervor, dass Schwaigers Vater als junger Mann mit dem Hitler-Regime sympathisiert hat. Dass der Vater wahrscheinlich als Arzt während des Dritten Reiches selbst aktiv Euthanasie betrieben haben dürfte, erfährt der Leser nicht aus dem hier behandelten Buch, sondern aus anderen

⁸⁶ Moritz (1994), S. 187.

⁸⁷ Vgl. Ebd., S. 186.

⁸⁸ Koch-Klenske (1984), S. 157.

⁸⁹ Vgl. Dagmar Spooren: *Unbequeme Töchter, entthronte Patriarchen. Deutschsprachige Bücher über Väter von Autorinnen*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, 2001. S. 171.

⁹⁰ Vgl. etwa Wolfschütz (1992), S. 3.

⁹¹ Schwaiger (1980), S. 24.

Werken der Autorin, etwa dem 1996 veröffentlichten Roman *Ein langer Urlaub*, oder Schwaigers jüngstem Werk *Fallen lassen* (2006):

Lesbisch sein, mit 13 Jahren, ich dachte: Hier in diesem Buch steht, diese Krankheit ist unheilbar, und mein Papa, der Doktor, darf alle unheilbar Kranken umbringen [...]. [...] ich bin aus einem Nazi-Elternhaus, ich hörte so viel über das „Lebensunwerte Leben“.⁹²

Auch ein im Vater zweifellos nach dem Krieg noch tief verwurzelter Antisemitismus wird für die Ich-Erzählerin in *Lange Abwesenheit* zu einem der Hauptthemen. Als sie - um sich dadurch von ihrem Vater zu distanzieren und gleichzeitig auf der Suche nach einer väterlichen Ersatzfigur - eine Beziehung mit dem viel älteren jüdischen Peter Birer beginnt, merkt die Ich-Erzählerin, wie sich das vom Vater geprägte Bild der Juden auch in ihrem Gehirn festgesetzt hat.

Dann wurde mir erklärt, daß es überall und immer Juden geben wird, was für Namen sie haben, woran man sie erkennt, Sonnenschein, sagte Vater, so heißt der Jude, bei dem dein Onkel arbeitet und ausgenützt wird, verstehst du, sie verhalten sich so, daß sie immer wieder vertrieben werden und sich woanders einnisten, bis man sie wieder vertreibt, weil sie keiner haben will.⁹³

Der Antisemitismus des Vaters wird von der Tochter vor allem durch den Neid des Vaters auf Macht und Einfluss erklärt:

Manchmal glaube ich, er wäre selbst gern Jude, weil es Juden gibt, die er bewundert. Weil Juden gescheiter sind als Nichtjuden, und Vater wäre gern Jude oder Aristokrat, jedenfalls nichts Gewöhnliches.⁹⁴

Obwohl die Tochter auch oder gerade deshalb mit dem Juden Birer eine Beziehung beginnt, um ihren antisemitischen Vater zu provozieren, geistern die Vorurteile, die sie jahrelang mitbekommen hat, noch immer durch ihren Kopf:

Birer riecht gut. Er verdeckt seinen Judengeruch mit Rasierwasser. Sein Haus ist sauber. Es stimmt nicht, daß Juden dreckig wohnen. Aber Birers Bedienerin ist keine Jüdin. Eine Arierin läßt er seinen Dreck wegputzen. Ich möchte mir vor meinem Vater die Kleider ausziehen,

⁹² Brigitte Schwaiger: *Fallen lassen*. Wien: Czernin, 2006. S. 37.

⁹³ Schwaiger (1980), S. 32.

⁹⁴ Ebd., S. 35.

*mich nackt vor ihn hinstellen: Schau mich an, ich bin eine Frau, ich bin nicht du! Was haben deine Gedanken in meinem Kopf verloren?*⁹⁵

Auch diese antisemitischen Gedanken dienen der Ich-Erzählerin vor allem dazu, sich am Vater zu reiben und sich ihren selbstzerstörerischen Gedanken hinzugeben. Denn der Geliebte, der ihr eigentlich dabei helfen soll, sich gegen ihren Vater zu behaupten, will sich, so die Ich-Erzählerin, dafür rächen, dass sie dem Vater vieles, was er über Juden gesagt hat, nachgesagt hat: „Der Alte bestraft mich jetzt dafür.“⁹⁶ Im Verhältnis mit Birer bekräftigt die Ich-Erzählerin ihre eindeutige Verurteilung der nationalsozialistischen Vergangenheit des Vaters:

*Ich will nicht deine Tochter sein! Von Birer will ich es wissen, alles, was es zu den Juden zu sagen gibt, von ihm, nicht von dir! Ich möchte meinen Kopf retten, Nazidrecksau! Dieses Wort habe ich von Birer gelernt. Er sagt es mindestens so oft wie du Saujud sagst.*⁹⁷

Wie schon erwähnt, bleiben Details über die Funktion des Vaters innerhalb der Wehrmacht und des Nazi-Regimes im Dunkeln, sie sind für die Erzählerin nicht von vorrangigem Interesse. Zum Ende des Textes hin erfährt der Leser schließlich, dass der Vater sich, als ihm die Engländer Fotos von Vernichtungslagern zeigten, „entsetzlich geniert“ hat. (Nach dem Krieg dürfte es also doch eine klare Distanzierung des Vaters vom Nationalsozialismus und „dem Führer“ gegeben haben.) Die Scham über die Vergangenheit machte die Väter-Generation, wie Alexander und Margarete Mitscherlich⁹⁸ darstellten, für sich erträglicher, indem sie sich selbst als Verführte und Geblendete darstellte, so auch Schwaiger Vater:

*Dieser Verbrecher! So oft sagte er das, daß ich den Verdacht hatte, etwas Entsetzliches, das auch Vater betraf, nämlich, daß Hitler es fertiggebracht hatte, ihn, den gutgläubigen Studenten, in etwas verstrickt zu haben, wovon er erst zu spät erfuhr.*⁹⁹

Die väterliche Auseinandersetzung mit dem Faschismus bleibt aber bis zum Schluss inkonsequent. Ein im Vater tief verwurzelter Antisemitismus bleibt, trotz der späteren Distanzierung vom Nationalsozialismus, unverändert bestehen. Daran ändert auch

⁹⁵ Schwaiger (1980), S. 55.

⁹⁶ Ebd., S. 38.

⁹⁷ Ebd., S. 51.

⁹⁸ Vgl. Fußnote 7.

⁹⁹ Schwaiger (1980), S. 33.

die Tatsache nichts, dass der Vater seiner Ehefrau, also der Großvater der Ich-Erzählerin, mit großer Wahrscheinlichkeit Jude gewesen war. Indem er den Opfern eine Teilschuld am Holocaust gibt, sucht der Vater noch nach einer Entschuldigung für den Genozid:

*Und die Juden. Naja. Natürlich ein unglaubliches Verbrechen. Eines, das niemals zu sühnen ist. Aber die Juden. Augenzwinkern. Daß kann doch kein Zufall sein, daß die Juden nirgends beliebt sind, nicht einmal bei ihren Verwandten, das sieht man ja, daß sie nicht einmal dort, wo sie jetzt ihren Staat haben, geduldet werden.*¹⁰⁰

Zusammenfassend ist zu sagen, dass Brigitte Schwaiger nicht den Versuch unternimmt, den Vater in seinem politischen Wirkungsfeld zu beschreiben. Es geht nicht um den Vater als Täter im Nationalsozialismus, sondern in erster Linie um den Vater als Täter an der Seele der eigenen Tochter.

Gerade die Tatsache, dass die Reflexion des Vaters als Täters – zumindest im Vergleich zu anderen Texten der Väterwelle – eher spärlich ausgefallen ist, brachte Brigitte Schwaiger viel Kritik ein: „So bleibt der Verdacht, daß ihre Auseinandersetzungen mit dem Vater letztlich nur Anlaß ist für die Selbstdarstellung, für die Inszenierung ihrer eigenen Sehnsüchte und Depressionen, in der die Figuren nicht mehr als Fußnoten zur eigenen Leidensgeschichte sind.“¹⁰¹

4.2.4. Der Vater-Kind-Konflikt

Die Hauptthematik der Erzählung ist die Abrechnung einer Tochter mit ihrem tyrannischen, unnahbaren Vater. Aus einer vom Vater übermäßig gewährten Distanz, einer Abweisung der eigenen Tochter, ergibt sich eine merkwürdige, ambivalente Beziehung zum Vater, die in dem Buch verarbeitet werden soll. Für die Autorin war die literarische Verarbeitung dieses Vater-Tochter-Konfliktes laut eigenen Aussagen ein existentielles Bedürfnis: „Es war ein Buch aus der Verzweiflung. Ich habe gedacht, entweder das Buch oder ich. Ich wollte einmal noch heraus aus diesem Morast.“¹⁰²

¹⁰⁰ Schwaiger (1980), S. 33-34.

¹⁰¹ Wolfschütz (1992), S. 5

¹⁰² Koch-Klenske (1984), S. 158.

Die Verzweiflung, von der Schwaiger spricht, liegt zu einem Gutteil in der verkorksten Beziehung zum Vater begründet. Ihr Vater, so schildert die Ich-Erzählerin war „einer, den man nicht umarmen darf, den man nicht unterbrechen darf, wenn er spricht, dem man antworten muß, auch wenn er zum fünftenmal dasselbe fragt und es aussieht, als frage er zum fünftenmal, um sich zu vergewissern, ob die Töchter auch willig sind, stets zu antworten, ein Vater, der einem das Wort abschneiden darf“.¹⁰³

Der Vater, ein autoritärer, unnahbarer Familientyrann, verweigerte seinen vier Töchtern, genauso wie auch seiner Frau, jeglichen Respekt, so wie auch jegliche Art von Zuneigung und körperlicher Nähe: „Man sollte keine Kinder haben, riefst du einmal, nach einem Streit. Das war an mich gerichtet.“¹⁰⁴

Trotz oder gerade wegen der ständigen Zurückweisung überhöht, ja vergöttert die Tochter den Vater. Aus der Psychoanalyse wissen wir, dass Kinder, die von ihren Eltern nicht genügend Liebe erfahren haben, dieser ihr ganzes Leben lang hinterherlaufen. Das Desinteresse des Vaters führt zu massiven Minderwertigkeitsgefühlen und Selbstzweifeln: „Ich wünsche mir Krankheiten um von ihm berührt zu werden. Seine Hände. Ein Schuhband wurde von ihnen geheiligt, wenn er uns zeigte, wie man Schischuhe schnürt.“¹⁰⁵ Die Abweisung des Vaters ist derart tief in der Seele der Protagonistin verankert, dass sie einen Verfolgungswahn entwickelt. Sie meint, alles was ihr Vater macht, sei auf gewisse Weise gegen sie gerichtet. Sie weiß, sie kann es ihm niemals Recht machen. Die in der Kindheit erfahrene Abwertung und Geringschätzung durch den Vater zieht in der erwachsenen Tochter eine Art Minderwertigkeitskomplex mit sich. Der Wunsch, die Aufmerksamkeit ihres Vaters zu erregen, zieht sich wie ein roter Faden durch ihr Leben. Die Ich-Erzählerin befindet sich selbst als Erwachsene noch in absoluter emotionaler Abhängigkeit vom Vater: „Und will etwas von mir, daher lebe ich. Er schimpft mit mir, daher gibt es mich.“¹⁰⁶

Wie bereits erwähnt, dient auch das Verhältnis mit dem deutlich älteren Juden Birer zur Auflehnung gegen den Vater, ist aber gleichzeitig auch ein Instrument, um

¹⁰³ Schwaiger (1980), S. 24-25.

¹⁰⁴ Ebd., S. 18.

¹⁰⁵ Ebd., S. 28.

¹⁰⁶ Ebd., S. 27.

dessen Anerkennung zu erreichen: „Birer war ein gescheiter Mann. So wie Vater, wenn nicht gescheiter. [...] Er wird mein Geliebter, mit ihm werde ich mich behaupten gegen Vater“¹⁰⁷, „[u]nd wenn mein Vater mich sehen würde im Bett des Juden.“¹⁰⁸ Die Beziehung ist aber mehr die eines Ersatzvaters als die eines Geliebten. Und auch hier wiederholt sich genau die Abweisung, die sie von ihrem Vater erfahren hat, von neuem. Die Ich-Erzählerin selbst bemerkt die Ähnlichkeit zwischen Birer und dem Vater, so wie etwa der Hang zur Dominanz und eine gewisse Launenhaftigkeit. Statt sich in der Partnerschaft mit Birer gegen den Vater zu behaupten, zerstört sie sich selbst.

Die Beziehung zum Vater - als omnipräsentes Thema im Leben und in der Gefühlswelt der Ich-Erzählerin – mündet auch in einer Art Ödipus-Komplex. Einerseits verabscheut die Protagonistin ihren Vater, andererseits sieht sie ihn teilweise mehr als Mann denn als Vater. Die Tochter wird durch das väterliche Wunschbild einer potenziellen Geliebten geprägt. Als die Tochter mit einem weißen Kleid zum Vater ins Zimmer kommt, meint er: „[...] wie eine kleine Geliebte, eine heimliche Geliebte [...]“¹⁰⁹. Die Mutter wird zur Konkurrentin und „Helferin“ des Vaters. Am Sterbebett etwa, macht die Erzählerin ihre Mutter für die Verfehlungen des Vaters verantwortlich und sinniert darüber, ob sie nicht eine bessere Ehefrau für den Vater gewesen wäre:

*Ohne diese Frau, die meine Mutter ist, wäre er nicht der geworden, der er ist, denke ich. Ich bilde mir ein, ich hätte ihn besser verstanden und besser zu lieben gewußt als Mutter. Ich hätte es nicht zugelassen, daß er mich und meine Töchter verkrüppelt.*¹¹⁰

Selbst im Tod fühlt sich die Protagonistin ihrem Vater unterlegen und sein zögerliches Dahinsterben interpretiert sie noch als Schadenfreude gegenüber seiner Tochter. Nach dem tatsächlichen Tod des Vaters bedankt sich die Tochter tausendmal bei ihm, denkt, damit seien ihre Qualen überwunden. Die Protagonistin sieht den Tod ihres Vaters als eine Art Befreiung, einen Triumph über den Vater, als „Gottes Gerechtigkeit“¹¹¹: „Man kann ihm jetzt Liebe geben, ohne sich der Gefahr einer Abweisung auszusetzen. Tote können einem nicht mehr vorschreiben, wie sie

¹⁰⁷ Schwaiger (1980), S. 36-37.

¹⁰⁸ Ebd., S. 44.

¹⁰⁹ Ebd., S. 10.

¹¹⁰ Ebd., S. 72.

¹¹¹ Ebd., S. 69.

geliebt werden wollen.“¹¹² Zunächst glaubt die Erzählerin noch, dass sie nun, da der Vater verstorben ist, „keine Anstrengungen mehr unternehmen werde, auf ihn einen guten Eindruck zu machen.“ Doch bald erkennt sie, dass der Schein trügt: Die innere Abhängigkeit vom Vater bleibt selbst über dessen Tod hinaus bestehen:

*Vater ist tot. Ich sage es mir vor und begreife es nicht. Sicher aber ist, daß er nicht daheim sein wird, wenn ich Mutter besuche. [...] Daß er mir keine Fragen stellen wird, während er plant, was er meiner Antwort entgegenhalten wird. Daß er mir keine Fallen stellen wird. Aber sein Sterben war die letzte Falle, in die ich hineingeriet und in der ich noch immer stecke. Weil mein Vater unsterblich ist.*¹¹³

Dies ist auch der Ausblick am Ende der Novelle. Selbst im Tod wird sie immer gegen ihren Vater kämpfen, sich immer an ihm reiben und es ihm niemals Recht machen können. Zu sehr hat sie die eigene Kindheit und die abweisende Behandlung durch den Vater geprägt. Die Ich-Erzählerin träumt, das Grab würde aufgehen und ihr frierender Vater wolle noch immer nicht sterben. Die letzten Worte der Novelle sind bezeichnend: „Ich spüre, es wäre meine Pflicht, mich zu dir zu legen und dich zu wärmen, Aber würde ich es dir denn diesmal recht machen? Bald wäre es dir zu eng, bald zu kühl. Vater, wir liegen so schlecht miteinander.“¹¹⁴

4.2.5. Der literarische Umgang mit der Schuldfrage

Die Nazi-Vergangenheit des Vaters spielt in der Darstellung des Vater-Tochter-Konfliktes nur eine untergeordnete Rolle. Auch die Schuld des Vaters als Nazi-Täter wird nicht genauer thematisiert, eher die Schuld an der Psyche der Tochter.

Mit welchen Strategien der Vater selbst nach dem Krieg gegen sein schlechtes Gewissen ankämpft, wurde im letzten Kapitel bereits angesprochen. Die Auseinandersetzung mit der Schuldfrage erfolgt bei Brigitte Schwaiger darüber hinaus in erster Linie über die Beschäftigung mit der von den Nazi-Eltern geerbten Schuldlast, also mit der Schuld, die als Nachgeborene auf ihr selber lastet. Dies kann im Vergleich der vier in dieser Arbeit analysierten Vätertexte als

¹¹² Schwaiger (1980), S. 26.

¹¹³ Ebd., S. 25-26.

¹¹⁴ Ebd., S. 124.

Alleinstellungsmerkmal gelten. Gerade in ihrer Beziehung mit dem Juden Peter Birer kommen diese verborgenen Schuldgefühle immer wieder zum Ausdruck:

*Er schaut mich voller Güte an. Er will mir zeigen, daß er mir vergibt. Das ist das Heimtückischste und Gemeinste an ihm. Er will, daß ich mich schuldig fühle. Aber was kann ich denn für die Gedanken, die von Vater sind?*¹¹⁵

An einer anderen Textstelle zeigt sich die Furcht der Ich-Erzählerin vor der Rache der Juden für den von der Generation ihres Vaters verübten Holocaust:

*Ich würde doch niemals einen Juden ermorden. Oder doch. Jetzt. Sie alle ermorden, damit es endlich keinen mehr gibt, der an die toten Juden erinnert. Mit den Juden, die überlebt haben, geht es mir wie mit den Spinnen, die mir Angst einjagen, weil es immer dieselbe Spinne zu sein scheint, die ich erschlage, die Rächerspinne.*¹¹⁶

Immer wieder ist es Birer, der in der Phantasie der Protagonistin als „Rächerspinne“ herhalten muss:

*Der alte Jud verachtet mich, weil ich mit ihm ins Bett gehe. Eine junge Jüdin müsste das nicht tun. Mit ihr würde er väterlich umgehen. Aber ich bin keine Jüdin. Ich habe vieles, was mein Vater über Juden sagte, nachgesagt. Der Alte bestraft mich jetzt dafür.*¹¹⁷

Auch der Auschwitz-Komplex spielt in der Erzählung eine Rolle, etwa als die Erzählerin im Traum einer Frau begegnet, die „beruflich“ eine Leiche von Auschwitz ist.¹¹⁸ Eine tiefgehende, von der persönlichen Betroffenheit abgelöste Auseinandersetzung mit der Thematik bleibt allerdings aus

Die Protagonistin wird von einem latenten Schuldgefühl verfolgt, sie fühlt sich für das Verhalten ihrer Eltern im Nationalsozialismus verantwortlich, obwohl Birer ihr klarzumachen versucht, dass sie keine Schuld trifft: „Und du, quäle dich nicht damit, und merke dir, du bist für deine Eltern nicht verantwortlich.“¹¹⁹ Diesen Ratschlag kann die Protagonistin aber so nicht annehmen. Sie sieht gerade darin, dass sich Birer zum Verzeihen bereit zeigt, ein Indiz für die Schuld, die auf ihr lastet: „Aber ich

¹¹⁵ Schwaiger (1980), S. 45.

¹¹⁶ Ebd., S. 45.

¹¹⁷ Ebd., S. 38.

¹¹⁸ Vgl. Ebd., S. 64.

¹¹⁹ Ebd., S. 47.

habe immer den Verdacht, daß er alles weiß und mir zeigen will, daß er zum Verzeihen bereit ist. Also bin ich schuldig.“¹²⁰

Gerade diese sehr individualisierte, auf die selbsttherapeutische Funktion ausgerichtete Auseinandersetzung mit der Schuldfrage verhindert eine stellvertretende, über das Private hinausgehende Analyse, wie viele Rezensenten kritisiert haben: „Ein solcherart veröffentlichtes und auf gängige psychoanalytische Schemata hingetrimmtes Leben weckt die voyeuristische Neugierde des Lesers, erschwert den Blick über das Private hinaus auf das Allgemeine.“¹²¹

4.3. wieso bist du kein Nazi gewesen?

Julian (Jutta) Schutting: Der Vater

4.3.1. Autor(in) und autobiographischer Gehalt

Julian (vormals Jutta) Schutting¹²² wurde am 25. Oktober 1937 im niederösterreichischen Amstetten als erstes von drei Kindern des Tierarztes und leidenschaftlichen Jägers Hans Schutting geboren. Dort besuchte er die Volksschule und das Gymnasium, wechselte aber schon vor der Matura an die Graphische Lehr- und Versuchsanstalt in Wien, um der Kleinstadtatmosphäre, die ihn laut eigenen Aussagen „in einer sehr unartikulierten Weise beklommen und bedrückt gemacht“ hat, zu entkommen und „etwas Künstlerisches“¹²³ zu studieren. Schon in der Schulzeit beschäftigte sich Schutting mit Literatur, zunächst vor allem mit Stifter und Kleist, und entwickelt ihr eigenes Kunstverständnis. Schon damals erkennt Schutting, der später als Schriftsteller nicht zuletzt durch seine sorgfältig durchkomponierten Satz- und Sprachkonstruktionen auffiel, „daß ein Dichter eben jemand ist, dessen Satzarchitektur ihn zum Dichter macht und der im Idealfall an jedem einzelnen seiner

¹²⁰ Schwaiger (1980), S. 46.

¹²¹ Wolfschütz (1992), S.3.

¹²² In dieser Arbeit soll der Schriftsteller Julian Schutting entsprechend seiner Geschlechtsumwandlung im Jahre 1989 in der männlichen Form erwähnt werden. Die weibliche Ich-Erzählerin im Werk *Der Vater* (erschienen 1980) soll hingegen auch als solche dargestellt werden.

¹²³ Hilde Schmölzer: *Frau sein & schreiben. Österreichische Schriftstellerinnen definieren sich selbst*. Wien: Österreichischer Bundesverlag, 1982. S. 128.

Sätze zu erkennen ist.“¹²⁴ Nach dem Schulabschluss arbeitete Schutting zunächst als Fotograf(in), holte dann an der Abendschule die Matura nach. Er studierte Geschichte und Germanistik an der Uni Wien und promovierte 1963. Ab 1965 lehrte Schutting an einer Wiener HTL, seit 1986 ist er freischaffender Schriftsteller.¹²⁵

Literarisch trat Schutting schon während der Zeit an der HTL in Erscheinung und zwar erstmals 1973 mit seinem ersten Gedichtband *In der Sprache der Inseln*. Sein nächster Gedichtband *Lichtungen* erschien drei Jahre später. Beide Bände enthalten vor allem ergreifende Liebesgedichte, sowie Dinggedichte und kunstvolle Liebesgedichte. Auch das Thema Auschwitz und die Beschäftigung mit Adornos Verdikt, wonach sich nach Auschwitz keine Gedichte mehr schreiben lassen, spielen eine wichtige Rolle. (Schutting kommt übrigens zu der Erkenntnis, dass Dichten gerade durch das Leid zu einer Notwendigkeit geworden ist.)¹²⁶

Parallel veröffentlichte Schutting die ersten Prosawerke. 1973 erschien *Baum in O.*, ein Band mit kurzen Erzählungen, 1974 der Band *Tauchübungen*. 1975 folgte der Erzählband *Parkmord*, in dem das Verhältnis des Menschen zum Tod und die Massenmorde in den KZs wieder eine große Rolle spielen. Zwei Jahre später, im Jahre 1977, erschien der Prosaband *Sistiana*, im gleichen Jahr veröffentlichte Schutting auch den sehr sprachphilosophisch inspirierten Band *Steckenpferde*. Ein Jahr später erschien Schuttings bis zu diesem Zeitpunkt umfangreichste Erzählung *Salzburg retour. Trauermusik: Thema und Variationen*. Noch im selben Jahr veröffentlichte der Autor den Prosaband *Am Morgen vor der Reise. Die Geschichte zweier Kinder*.¹²⁷ Auch in der Prosa ist Schuttings besondere Affinität zur Lyrik allgegenwärtig, wie er selber folgendermaßen formuliert: „Es ist an meiner Prosa erkennbar, daß ich mit Lyrik begonnen habe, da sind immer sehr lyrische Elemente drinnen. Und weil in der Lyrik jedes überflüssige Wort stören oder gar zerstören kann, habe ich gelernt, genau zu bedenken.“¹²⁸

¹²⁴ Schmölzer (1982), S. 129.

¹²⁵ Vgl. Karol Sauerland und Christiane Freudenstein: *Jutta/Julian Schutting*. In: Heinz Ludwig Arnold (Hg.): *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Edition Text+Kritik, 41. Nachlieferung, 1992. S.1. Im Internet abgerufen unter [https://univpn.univie.ac.at/+CSCO+00756767633A2F2F6A6A6A2E7879746261797661722E7172+/ \(7.7.2009\)](https://univpn.univie.ac.at/+CSCO+00756767633A2F2F6A6A6A2E7879746261797661722E7172+/ (7.7.2009)).

¹²⁶ Vgl. Ebd., S.1-2.

¹²⁷ Vgl. Ebd., S.2-4.

¹²⁸ Schmölzer (1982), S. 131.

Im Jahre 1980, am Höhepunkt einer Welle von Väterbüchern, veröffentlichte Schutting sein bis dahin geschlossenstes Prosawerk *Der Vater*. Zeitlich umfasst die Erzählung die drei Tage zwischen dem Tod des Vaters der Ich-Erzählerin, und dem Begräbnis. Das Werk ist die Aufarbeitung einer als negativ erlebten Vater-Tochter-Beziehung, die sich nicht zuletzt darin offenbart, dass die Tochter nicht fähig ist, wirklich um ihren Vater zu trauern. Das Buch erschien zwei Jahre nach dem Tod von Schuttings Vater.

Immer wieder tauchen in Schuttings Werk autobiographische Elemente auf, in erster Linie Erinnerungsbilder aus der Kindheit. Der Autor meinte dazu: „Auf die Kindheit kommt man immer wieder zurück, auf die Ängste, auf ihre Hilflosigkeit.“¹²⁹ Gerade in *Der Vater* überwiegen die autobiographischen Elemente, vor allem in der Gestalt von Erinnerungen an die Eltern und Erinnerungen an eine Kriegs- und Nachkriegs-kindheit. Vater, Mutter und Geschwister der Erzählerin sowie sie selbst sind die Protagonisten der Erzählung, der eigene Familienname wird explizit genannt.¹³⁰ Trotz der vielen autobiographischen Elemente wird in Schuttings Erzählung keine zusammenhängende Autobiographie, geschweige denn die Biographie des Vaters rekonstruiert. Es handelt sich viel mehr um Einzelerinnerungen und Assoziationen, die bruchstückhaft miteinander verknüpft sind. Eine Reflexion oder Sinngebung in der Gesamtheit wird bewusst vermieden. In einem Gespräch mit Karin Kinast formuliert Schutting diese Tatsache so: „Aus meinen Büchern könnte man meine Autobiographie kaum rekonstruieren. Da stimmt das und das, das sind halt Einzelheiten!“¹³¹

1981 veröffentlichte Schutting den Erzählband *Der Wasserbüffel*, der „Geschichten aus der Provinz“ enthält, zwei Jahre später erscheint der *Liebesroman*. 1985 wird der sehr sprachreflexive Band *Das Herz eines Löwen* veröffentlicht. Eine Fortsetzung des *Liebesromans* ist die 1986 erschienene *Hundegeschichte*. Ein weiterer Band mit Liebesgedichten, *Traumreden*, wird 1987 veröffentlicht.

¹²⁹ Renate Doppler: *Die Schreibsucht der Jutta Schutting*. In : Welt der Frau, Mai 1976, S. 21.

¹³⁰ Vgl. Karin Kinast: Jutta Schutting. Autobiographische Elemente in ihrem erzählerischen Werk. Wien, 1984. (Diplomarbeit). S. 12-13.

¹³¹ Ebd., S. 71.

Im Jahre 1990 erscheint der Gedichtband *Aufhellungen*, als erstes Buch unter dem Autorennamen Julian Schutting. Der Schriftsteller hatte im Jahre 1989 eine Geschlechtsumwandlung vornehmen lassen, um endlich, wie Schutting über seinen Verlag kommunizieren ließ, „Übereinstimmung“ mit einem „lebenslangen Selbstgefühl“ zu finden.¹³²

Um die Frage nach dem gelungenen Gedicht geht es in den 1990 erschienenen Grazer *Vorlesungen zur Poetik*, in denen Schutting auch Einblicke in seine eigene Dichterwerkstatt gibt. Mit dem Band *Leserbelästigung*, erschienen 1993, knüpft Schutting an die Grazer Vorlesungen an, in *Der Winter im Anzug* (1993) begibt er sich auf die Spuren des Sprachkritikers Karl Kraus.¹³³

In seinem 1997 erschienenen Werk *Der Tod meiner Mutter* beschreibt Schutting das langsame Sterben seiner Mutter. Die Erzählung ist ebenfalls sehr autobiographisch geprägt und stellt gewissermaßen das Pendant zur rund zwei Jahrzehnte zuvor erschienenen Erzählung *Der Vater* dar. Auch in *Der Vater* und anderen Texten des Autors wird der Abschied von der Mutter geschildert, der vom Erzähler-Ich viel schmerzlicher erlebt wird, als jener vom Vater. Nach zahlreichen weiteren Veröffentlichungen gab Schutting 2005 die viel beachtete Anthologie österreichischer Literatur, *Landvermessung*, mit heraus. Im Jahre 2007 feierte der Schriftsteller seinen 70. Geburtstag, und veröffentlichte seinen bis dato jüngsten Roman mit dem Titel *Zu jeder Tageszeit*, eine autobiographisch gefärbte Liebesgeschichte.

Seit seinem Debüt in den 70er-Jahren hat Schutting, der heute in Wien lebt, mehr als 50 Gedichtbände, Erzählungen und Romane veröffentlicht. Obwohl er von der Kritik aufgrund seines gekonnten Umgangs mit der Sprache und seines eigenwilligen Stils immer wieder bejubelt wurde, ist ihm der große Durchbruch in der Literaturszene nie völlig gelungen.¹³⁴

¹³² Vgl. Sauerland und Freudenstein (1992), S.1-2.

¹³³ Vgl. Ebd., S. 9.

¹³⁴ Vgl. Ohne Autor: *Ein „grader Michl“*. *Der Schriftsteller Julian Schutting*. <http://oe1.orf.at/highlights/110435.html> (abgerufen am 1.4.2009)

4.3.2. Inhalt und Erzähltechnik

In dem als Erzählung titulierten, 173 Seiten starken Werk *Der Vater* rekapituliert die Erzählerin die drei Tage zwischen dem Tod und dem Begräbnis ihres Vaters. Die Erzählung setzt mit einem Anruf der Mutter ein, in dem sie ihrer Tochter mitteilt, dass ihr Vater vor wenigen Minuten gestorben sei und endet – abgesehen von einem kurzen „Nachspiel“ zwei Jahre später – entsprechend des gängigsten Erzählmusters der Väterliteratur mit dem Begräbnis des Vaters.

Die Erzählerin macht sich, nachdem sie vom Tod des Vaters erfahren hat, auf in ihre Heimatstadt Amstetten, wo sie ihrer Mutter und ihren Brüdern bei den Vorbereitungen für die Trauerzeremonie behilflich ist. Die zeremoniellen Zwänge und Oberflächlichkeiten (wie etwa der so genannte „Leichenschmaus“) im kleinstädtischen Milieu sind der Erzählerin zuwider. Sie bemerkt bald, dass sie nicht so um ihren Vater trauern kann, wie es gesellschaftlich von ihr erwartet wird. Sie beginnt sich zu fragen, warum sie der Tod des eigenen Vaters so wenig berührt. Die Erzählerin rekapituliert ihre verkorkste Beziehung mit dem als brutal, egoistisch und gefühllos empfundenen Vater, dessen Verhalten in der Familie, reflektiert über Träume, in denen der Vater eine zentrale Rolle spielte, und macht ihre eigenen unterdrückten Gefühle zum Gegenstand der Erzählung. Assoziativ werden einzelne Erinnerungsfetzen nebeneinander gestellt, ohne aber in einen übergeordneten Kontext miteinander verbunden zu werden. Der Text endet, nach einem Zeitsprung, mit einer Lesung der Erzählerin zwei Jahre nach dem Tod des Vaters in dessen ehemaliger Erziehungsstätte, dem Stift Seitenstetten.

So wie in den anderen besprochenen Vätertexten folgt die Erzählung keiner Chronologie, sondern es fließen mehrere (zeitliche) Ebenen ineinander. Zum einen gibt es eine Gegenwartsebene, auf der die drei Tage zwischen Tod und Begräbnis des Vaters geschildert werden. Auf einer zweiten Ebene lässt die Ich-Erzählerin Erinnerungsfragmente aus der Kindheit einfließen. Eine dritte Ebene umfasst Reflexionen und Träume der Tochter, Annäherungen und Abgrenzungen vom Vater. Auch diese Erinnerungsfetzen und Träume werden zur Vergegenwärtigung im Präsens erzählt. Schutting richtet sich immer wieder mit dem Vertraulichen „Du“ an den Vater, vor allem dann, wenn sie Fragen stellt. So wie die meisten AutorInnen der

in dieser Arbeit analysierten Bücher bezieht auch Schutting vereinzelt authentische Dokumente wie etwa Feldpostbriefe oder ein Journal mit Aussprüchen der kleinen Jutta Schutting, das die Mutter von 1939 bis 1943 geführt hat, mit in ihre Erzählung ein.

Schuttings Sprache zeichnet sich durch sehr lange, verschachtelte Sätze aus, die sich oftmals über eine ganze Seite ziehen: „Unverkennbar der lange Atem dieser gewissenhaften Diktion, die lange Gedankengänge durchhält, in sorgfältig gegliederten Sätzen, immer erst endend, wenn alle Möglichkeiten eines aufgenommenen Gedankens ausgewertet sind.“¹³⁵ Statt Punkten werden oftmals Beistriche gesetzt, manchmal (wenn auch nicht durchgehend) wird auf den obligatorischen Punkt am Satzende verzichtet. Die Satzkonstruktionen werden von Einschüben, Gedankenstrichen, Rückblenden oder Vorausdeutungen unterbrochen, was es für den Leser oft nicht leicht macht, den vielschichtigen, assoziativ aneinander gereihten Gedankengängen zu folgen. Das erste Wort am Satzanfang wird entgegen der herrschenden Norm immer klein geschrieben. In einer Rezension in *Der Welt* wurde der eigenwillige Stil des Autors folgendermaßen beschrieben: „In der Erzählweise des Buches muß sich, wer erstmals Julian Schutting liest, erst eingewöhnen. Es ist eine offene, lyrische Diktion. Die kleingeschriebenen Initialen am Satzanfang unterstreichen diese sordinierte Sprache, sind aber auch manieristisch wie vielfach der Satzbau mit seinen überlangen Parodien. Einige Austriazismen, [...], fallen ebenso auf wie ein feiner katholischer Zynismus.“¹³⁶

Durch die mosaikartige Verwebung der verschiedensten Ebenen in hypotaktischen Strukturen wird das flüchtige Lesen des Textes verunmöglicht. Der Leser wird dazu gezwungen, den syntaktischen und sprachlichen Zusammenhängen, die den Text ausmachen, besondere Aufmerksamkeit zu schenken. Damit eröffnet sich aber auch eine komplexe Einsicht in die Zusammenhänge zwischen Erinnertem und Aktuellem, zwischen der Einsicht in die Ursachen und die daraus sich ergebenden Reflexionen und Assoziationen.¹³⁷

¹³⁵ Edwin Hartl: *Jutta Schutting: Der Vater*. In: Literatur und Kritik. Nummer 148, 1980. S. 505.

¹³⁶ Eduard C. Heinisch: *Liebenswerter Faulpelz. Auch Jutta Schutting ist auf der Suche nach dem Vater*. In: Die Welt. 12.4.1980.

¹³⁷ Vgl. Marmsoler (2001), S. 117.

4.3.3. Der Vater als Täter

Im Unterschied zu den bisher besprochenen Vätertexten handelt es sich bei Schuttings Erzählung in keinster Weise um eine politische Abrechnung mit einem „Nazi-Vater“. Schuttings Vater musste zwar Kriegsdienst leisten, dürfte aber laut Angaben der Ich-Erzählerin, weil politisch völlig desinteressiert, kein aktiver Nationalsozialist gewesen sein. In Schuttings Erzählung wird der Vater deshalb nicht als Täter im Dritten Reich dargestellt, sondern – ähnlich wie bei Brigitte Schwaiger – als (Gewalt-)Täter in der Familie.

Die Privatperson Hans Schutting wird von der Ich-Erzählerin dafür recht genau, wenn auch aus ihrem subjektiven Blickwinkel heraus, charakterisiert. Es ergibt sich ein durchaus widersprüchliches Bild vom Vater, das irgendwo zwischen einem „Provinzpatriarchen“, einem „schießende(n) Hunne(n)“ und einem „liebenswerte(n) Faulpelz“ angesiedelt ist.¹³⁸ Seinen Beruf als Tierarzt hat Schutting offensichtlich nie sonderlich ernst genommen, Diagnosen hat er oft einfach aus dem Bauch heraus gestellt, ohne genaue Untersuchungen angestellt zu haben. Er wird generell als ziemlich faul und Ich-bezogen beschrieben und hat oft den halben Tag im Bett verbracht oder tagelange Jagden und Zechtouren einem geregelten Arbeitsleben vorgezogen.

Auch im Familienverband hat sich der Vater an keinerlei Normen oder Regeln gehalten, sondern stets nach seinem momentanen Willen gehandelt. Um seine Frau und seine Kinder hat er sich den Schilderungen der Ich-Erzählerin zufolge wenig gekümmert. Seine große Leidenschaft war hingegen die Jagd, die ihm oftmals wichtiger war, als die eigene Familie: „Er war kein Held, dieser Vater. Eher ein Faulpelz war er, ein kauziger Wirtshausbruder, leidenschaftlich nur als Jäger, mit der Intuition eines Naturmenschen begabt.“¹³⁹ Auf die Einstellung des Vaters gegenüber seinen eigenen Kindern lässt sich etwa aus einem von der Ich-Erzählerin eingewobenen Brief des Vaters an den Großvater schließen, indem das Ereignis der Geburt der eigenen Tochter dem Bericht über die erlegte Jagdbeute untergeordnet wird: „Lb. Vater! in der Vorwoche 2 Hirsche und 1 Tier geschossen, mit Mauser. wir haben am 25/X eine kleine Tochter bekommen. geht alles ganz gut. Brief folgt

¹³⁸ Vgl. Marmsoler (2001), S. 125.

¹³⁹ Heinisch (12.4.1980).

gelegentlich. Hans¹⁴⁰ Dementsprechend ist der Vater, der bezeichnenderweise in einem Zimmer außerhalb der Wohnung mit eigenem Namensschild – also außerhalb des Familienverbandes - gelebt hat, seiner Tochter auch nach seinem Tod in Erinnerung geblieben:

ich wüßte nicht, was sonst noch ich dem Pfarrer für seine Rede aufschreiben könnte – daß am Vater bewundernswert gewesen sei, mit welcher Geduld er die Schonzeit ertragen hätte, daß er, ohne zu klagen, in verräucherten Wirtshausstuben ausgeharrt und nicht nur einen Kelch geleert hat, oder daß er Weib und Kind verlassen hat, um einem Hirsch nachzufolgen?[...]“ „ja wenn du meine Notizen – ich wüßte nicht, was gegen ‚Diagnostiker mit intuitiver Begabung‘, gegen ‚schwieriges Temperament, das es ihm und den Seinen oft schwer gemacht hat‘ gegen ‚Verachtung von Besitz und Konventionen‘ und gegen ‚besessen von seiner Jagdleidenschaft wie ein Künstler von seiner Kunst‘ einzuwenden wäre [...]“¹⁴¹

Als Vater war Hans Schutting den Schilderungen seiner Tochter zufolge also alles andere als ein Musterbeispiel. Von seiner Verantwortungslosigkeit und Lieblosigkeit gegenüber den eigenen Kindern zeugt etwa die Erzählung einer Tante, die davon berichtet, dass der Vater im April 1945 die Mutter zu überreden versucht habe, mit ihm weit fort zu gehen, „man könne ja neue Kinder haben“.¹⁴² Wenn ihn auf der anderen Seite nach Nähe seiner Kindern zumute war, habe er, so die Ich-Erzählerin, diese mitunter auch gezwungen, sich neben ihn aufs Sofa zu legen und ruhig liegen zu bleiben.

Vor allem dann, wenn der Vater von einer durchzechten Nacht nach Hause zurückkehrte, zeigte sich seine Seite als Gewalttäter in der Familie. Neben dem normalen, wenn auch egoistischen und lieblosen „Alletagevater“¹⁴³ gab es da nämlich auch noch den anderen, den gewalttätigen „SchwarzerTag- und Ausnahmezustandvater“¹⁴⁴, der mit roten Augen angetrunken von einer Wirtshausstour nach Hause kam, wütend schrie, Teile des Mobiliars zerschlug und auch seine Ehefrau, sogar im Beisein der Kinder, nicht vor seiner Brutalität verschonte:

¹⁴⁰ Jutta Schutting: *Der Vater*. Salzburg/Wien: Residenz, 1980. S. 68.

¹⁴¹ Ebd., S. 28.

¹⁴² Ebd., S. 46.

¹⁴³ Ebd., S. 86.

¹⁴⁴ Ebd., S. 89.

dann während seines nach Luft ringenden Schreiens und Umsichschlagens inmitten all der Beklemmung und Angst um die Mutter und all der Ohnmacht des Rechts gegenüber so viel wieder einmal unsere letzte Zuneigung niederschmetterndem Unrecht, inmitten der Unmöglichkeit, mit irgendeinem Wort, irgendeiner Bewegung oder mit Gesichterschneiden den Machtrausch und das Vergnügen an seiner Brutalität wenn schon nicht zu ernüchtern, so doch zu stören [...].¹⁴⁵

Nach diesen nächtlichen Eskapaden mussten sich die Kinder oftmals „an sein Bett zitiert, [...] auch noch anhören, was er nicht für ein guter Mensch sei, daß er sein letztes Hemd für uns geben würde, daß wir gegen ihn aufgehetzt seien, bis er, überwältigt vom Selbstmitleid, mit nassen Augen einschlief“.¹⁴⁶

Von der Mutter wird im Gegensatz zum Vater ein relativ positives Bild gezeichnet. Sie wird als gutmütige, lebenswürdige Frau charakterisiert, die sich in Ermangelung anderer Alternativen mit den Eskapaden ihres Mannes zu arrangieren wusste. Nachdem sie kurz nach ihrer Hochzeit erfährt, wie lieblos, selbstüchtig und brutal ihr Mann ist, kehrt sie „nur aus Angst vor der Blamage und mangels eines Berufes nicht ins steirische Elternhaus zurück“.¹⁴⁷ Nicht nur einmal habe die Ich-Erzählerin ihre Mutter in der Folge vor dem Vater „retten“ müssen, nicht selten habe er während seiner Schreiereien auch ein Gewehr in den Händen gehabt: „er hat seiner Frau ein unzumutbares Leben zugemutet und ihre kleinste Andeutung, so wolle und könne sie auf Dauer nicht leben, mit der Antwort, früher (das heißt: bevor er eine Trennung zuließe) würde er uns alle erschießen, zusammenschlagen.“¹⁴⁸ Nichtsdestotrotz zeigt sich die Mutter als tolerante, verständnisvolle Frau, die sogar die monatlichen Alimente an die uneheliche Tochter ihres Mannes überweist, von der sie kurz nach der Hochzeit durch Zufall erfahren hat.

Am Abend vor dem Begräbnis listet die Erzählerin in einer Art „Schandtatenkatalog“, der sich über sieben Seiten zieht, die schlimmsten Vergehen des Vaters in der Familie detailliert auf. Bei der Lektüre erhärtet sich ein äußerst negatives Bild von einem eigensinnigen, Ich-bezogenen, herrscherischen und gewaltbereiten Mann, der seiner Familie gegenüber sogar teilweise sadistische Züge an den Tag legte. Um nur

¹⁴⁵ Schutting (1980), S. 91.

¹⁴⁶ Ebd., S. 143.

¹⁴⁷ Ebd., S. 145.

¹⁴⁸ Ebd., S. 142.

einige Beispiele zu nennen: Der Vater hat „mir meine Sammlung Filmschauspielerbilder eins nach dem andern, zerissen [...], hat gewußt, daß ich Katzen besonders gern hatte, gerade deshalb hat er vor meinen Augen die Hunde auf streunende Katzen gehetzt und sie totbeißen lassen [...], hat das Pferd der Mutter, obwohl sie ihn inständig bat, ihr nicht auch das anzutun, dem Wiener Pferdefleischhauer Jarolimek verkauft“, „hat, wenn uns Schulfreunde abholen kamen, gesagt, wir seien nicht zuhause, [...] hat die Mutter neben uns beschimpft und bedroht [...] hat einen seiner Söhne als Zwölfjährigen eine ‚häusliche Szene‘ miterleben lassen, die nach all dem Erlebten noch angetan war, diesen einige Stunden lang aus dem Weinen nicht herausfinden zu lassen [...] etcetera etcetera“.¹⁴⁹

Trotz allem reflektiert auch Schutting - so wie die anderen in dieser Arbeit besprochenen AutorInnen - darüber, wie es dazu gekommen war, dass ihr Vater so geworden ist, wie er eben war. Die Ich-Erzählerin sucht - um es mit Peter Henisch zu sagen – Bedingungen für die Konsequenzen. Seine Mutter, so die Ich-Erzählerin, habe Hans Schutting, ihr einzig überlebendes Kind, verzogen. Seine ganze Jugendzeit über sei er zum Egoismus und zur Rücksichtslosigkeit erzogen worden, stets hätten ihm seine Eltern aus übermäßigem Stolz auf den „gescheiterten Buben“, der sogar ein Hochschulstudium absolvierte, den Rücken frei gehalten. Er habe nie gelernt, sich an Regeln halten zu müssen. Mit 30 Jahren heiratete er dann die Mutter der Ich-Erzählerin, die „ihm genauso wenig wie seine Eltern gewachsen ist“.¹⁵⁰

Die Täterschaft des Vaters an der eigenen Familie wird in der Erzählung bis ins kleinste Detail geschildert. Mit dem Verhalten des Vaters während des Nationalsozialismus setzt sich Schutting allerdings sehr wenig auseinander, so wie es auch in manchen anderen Väterbüchern der Fall ist. Ganz ausgeklammert kann das Thema allerdings auch hier nicht werden. An den wenigen Stellen, an denen das Verhalten des Vaters im Dritten Reich thematisiert wird, erfährt man, dass Hans Schutting zwar als Einjährig-Freiwilliger eingerückt sei, wohl aber aus ideologischer Sicht kein Nazi gewesen ist. Die Ich-Erzählerin stellt sich demnach eine Frage, die sie wohl ihrem lebenden Vater (aus welchen Gründen auch immer) nie gestellt hat: „wieso bist du kein Nazi gewesen – was hat dich vor den Nazis gewarnt, außer deine

¹⁴⁹ Schutting (1980), S. 137-143.

¹⁵⁰ Ebd., S. 144.

Abneigung gegen Ordnung und Pflichten?“¹⁵¹ Formal gesehen war der Vater natürlich sehr wohl Mitglied der NSDAP, von der inneren Einstellung her – und die ist es wohl, worauf die Erzählerin anspricht – nicht.

Die Erzählerin weist explizit darauf hin, dass der Vater auch in Frankreich und Russland niemals auf etwas anderes geschossen habe, als auf Wildtiere:

[...] der Vater ist [in seinem Fotoalbum aus dem Krieg, Anm.], ob in deutscher Sommer- oder Winteruniform, immer nur mit Jagdbüchsen, Jagdhunden und Jagdbeute abgebildet: der gute Kamerad ist bestenfalls Schweißfährten in sumpfiges Gelände gefolgt, um das angeschossene Wild nicht verludern zu lassen, der tapfere Soldat hat in Frankreich und Rußland auf nichts als auf Rebhühner, Schnepfen, Wasservögel, Wildschweine etc. geschossen und nie die Front gesehen)¹⁵²

Die Feststellung, dass ihr Vater kein Nazi im ideologischen Sinne gewesen sei und dass er als Soldat nicht auf Menschen geschossen habe, scheint der Ich-Erzählerin sehr wichtig zu sein, da sie an mehreren Stellen wiederholt wird. In *Der Vater* finden sich keine Aussagen des Vaters selbst, in denen er zum Nationalsozialismus im Allgemeinen oder zu seiner Rolle als Einjährig-Freiwilliger Stellung genommen hätte.

Dem Text ist zu entnehmen, dass Hans Schutting im Jahre 1940 vom damaligen „Kreisjägermeister“ allen seinen Funktionen innerhalb der Jägerschaft enthoben wurde. Wie in der Erzählung *Der Wasserbüffel* angedeutet, dürften die Eltern Julian Schuttings 1942 aus der NSDAP ausgeschlossen worden sein. Der Erzählung ist zu entnehmen, dass einige HJ-Jungen gegen die Mutter Schuttings Anzeige erstattet haben, weil sie am Ybbsufer mit einem ausländischen Kriegsgefangenen gesprochen habe.¹⁵³

Festzuhalten ist, dass die NS-Vergangenheit des Vaters in Schuttings Buch relativ im Dunkeln bleibt. Schutting gibt weder detailliert über die Position des Vaters im Nationalsozialismus Auskunft, noch darüber, wie sie selbst als Kind die Kriegsrealität bewältigt hat. Fast gänzlich ausgespart wird (im vorliegenden Text – nicht in anderen Werken Schuttings) der Auschwitz-Komplex. Die Ich-Erzählerin stellt sich aber sehr

¹⁵¹ Schutting (1980), S. 115.

¹⁵² Ebd., S. 161.

¹⁵³ Vgl. Jutta Schutting: *Der Wasserbüffel. Geschichten aus der Provinz*. Salzburg, Wien: Residenz, 1981. S. 123-124.

wohl die Frage, warum ausgerechnet ihr als selbstgefällig und herrschsüchtig erlebter Vater – der ja nur allzu gut in das Schema eines Nazi gepasst hätte – vor dieser Ideologie gefeit zu sein schien und bedauert, dass sie ihren Vater – wie so viele Nazi-Nachkommen – nie danach gefragt hat.

4.3.4. Der Vater-Kind-Konflikt

Während der gesamten Vorbereitungen für das Begräbnis ihres Vaters fragt sich die Ich-Erzählerin, die in den letzten Jahren vor dem Tod des Vaters kaum mit ihm geredet hat, warum sie der Tod des eigenen Vaters so wenig berührt. Auch als sie die Leiche ihres Vaters begutachtet, um endgültig von ihm Abschied zu nehmen, steigt keine echte Rührung in ihr auf: „[...] und was mich am meisten oder als einziges (und das in einer unbestimmten Weise) berührt, ist ein an seinem Fußende angebrachter Zettel mit dem Namen und den Daten des Vaters, nur eine Fieberkurve fehlt.“¹⁵⁴

In den Kindheits- und Jugendzeiterinnerungen der Ich-Erzählerin liegt diese „prekäre Beziehung zum Vater“¹⁵⁵ und die damit verbundene Unfähigkeit, um ihn zu trauern, begründet. Der lieblose Umgang mit seiner Familie, die Selbstgerechtigkeit und Unberechenbarkeit des Vaters wurden schon im vorhergehenden Kapitel erwähnt. Die Erzählerin wirft dem Vater, der sich das widerwillige „Ja“ seiner Kinder auf die Frage, ob sie ihren Vater lieben, gerne mit Schokolade erkaufte¹⁵⁶, vor, ihr zuwenig Liebe und Aufmerksamkeit geschenkt zu haben – ja, er konnte sich nicht einmal die Geburtstage seiner Kinder merken:

*solange ich in seinem Haus gelebt habe, ist mir der Vater, und nicht nur als Vater, „verdächtig“ gewesen, und nichts von all dem, was meine Verdächtigungen widerlegte, hat an der Einschätzung des Vaters etwas geändert – hauptschuldig war wohl seine Unfähigkeit [...], das Alter seiner Kinder halbwegs richtig zu schätzen, von Geburtstagen, den seinen eingeschlossen, ganz zu schweigen [...]*¹⁵⁷

¹⁵⁴ Schutting (1980), S. 148.

¹⁵⁵ Ebd., S. 18.

¹⁵⁶ Vgl. Ebd., S. 73.

¹⁵⁷ Ebd., S. 53

Der Vater, der als Arzt in der Gemeinde einen gewissen Respekt genoss, verlangte diesen auch von seiner Familie. Immer wieder vergleicht die Ich-Erzählerin die Zuneigung des Vaters zu seinen Kindern mit jenen zu der Jagd und zu den Tieren: „[...] und wenn er sich mit uns abgab, dann in der beiläufigen Art, mit der er aus Langeweile auch mit seinen Hunden zärtlich war [...].“¹⁵⁸ Die wenigen Momente ungewohnter Zärtlichkeit sieht sie als „Relikte von etwas, das ihm gegeben gewesen wäre, aber nicht geworden oder früh verstümmelt worden ist“.¹⁵⁹

Bemerkenswert ist, dass die Ich-Erzählerin Schwierigkeiten zu haben scheint, den Tod des Vaters endgültig zu akzeptieren. Als sie von der Mutter über den Tod ihres Vaters informiert wird, reagiert sie zunächst ungläubig. Es braucht mehrere Anläufe, bis die Tochter tatsächlich glaubt, dass ihr Vater gestorben ist: „am nächsten Morgen werden von einem Boten die Parten wie Extraausgaben frisch aus der Druckerei überbracht, den Stoß zum Schreibtisch tragend, erfahre ich zum dritten Mal [...], daß der Vater gestorben ist: die öffentliche und von seinen Angehörigen beglaubigte Mitteilung macht seinen Tod nun endgültig wahr [...]“¹⁶⁰ Die Ich-Erzählerin hat das Gefühl, sie müsse den Tod des Vaters erst dadurch beglaubigen, dass sie seine Leiche mit eigenen Augen betrachtet: „vielleicht wäre vor den Vater zu treten der wichtigste Schritt im Ganzerwachsenwerden, indem mit der Überwindung dieser einen Feigheit meine Feigheit auf immer überwunden wäre, [...] aber vielleicht soll der Vater, statt durch meine Beglaubigung wirklich tot zu sein, von nun an bloß nur dann nicht zuhause sein, wenn ich nachhause komme“¹⁶¹

Hier spielt, wie Gerhard Zeillinger betont, das Motiv der endgültigen Emanzipation vom Elternhaus, die erst durch das Sterben des Vaters möglich zu sein scheint, eine wichtige Rolle. In seiner „Freudschen Anwendung“ zu Julian Schutting kommt Zeillinger zu dem Schluss, dass die Erzählung von einem „Verlangen nach der männlichen Identität des Vaters“¹⁶² geprägt sei. Die Identifizierung mit dem Vater gehe bei Schutting einher mit der Identifizierung mit dem männlichen Geschlecht, nach dem er Zeit ihres Lebens beehrte. Erst nach dem Tod des Vaters könne der

¹⁵⁸ Schutting (1980), S. 86.

¹⁵⁹ Ebd., S. 57.

¹⁶⁰ Ebd., S. 30-31.

¹⁶¹ Ebd., S. 25.

¹⁶² Gerhard Zeillinger: *Mit dem toten Vater ins Leben zurück. Sowie eine „Freudsche Anwendung“ zu Julian Schutting*. St. Pölten, 1. November 1992. S. 13-14.

Autor, der sich laut eigenen Aussagen schon als Kind mehr als Bub gefühlt hat, dessen männliche Identität übernehmen – erst nach seinem Ableben erfüllt er sich im Jahre 1989 tatsächlich seinen Wunsch nach einer Geschlechtsumwandlung. Der lebendige Vater stand so gesehen dem „Mannwerden“ Schuttings entgegen.

In diesem Zusammenhang lässt sich auch ein von Schuttings ErzählerIn dargestellter Traum interpretieren, der auf den ersten Blick auf eine inzestuös-ödipale Situation anspielt. Darin trägt die Tochter den Pyjama des Vaters während der Vater mit einem Nachthemd bekleidet ist. Die Tochter schlüpft gewissermaßen in die Rolle des Vaters – sie übernimmt dessen männliche Identität – und versucht ihn, zu einer körperlich-sexuellen Annäherung zu zwingen.¹⁶³ Zeillinger verweist darauf, dass „[d]ie im Traum projizierte Verschmelzung mit dem Vater [...] in diesem Sinne der Versuch einer Überwindung der eigenen Identitätsproblematik“¹⁶⁴ ist.

Auch das ödipale Motiv der Vaternötung findet in der Erzählung Schuttings Eingang. Dabei wird der Vater in einem Traum mit einem Feuerlöscher, „einem kaum sublimierten Penis“¹⁶⁵, überwältigt. Zeillinger deutet auch dies als Verlangen nach der männlichen Identität des Vaters, die durch den Feuerlöscher überwunden und übernommen werden soll.

Folgt man den Ausführungen Zeillingers, so ist auch das in den Werken des Autors immer wiederkehrende Motiv der Angst vor dem Abschied vor der Mutter als ödipale und „libidinös besetzte Beziehung des Kindes zur Mutter“¹⁶⁶ zu interpretieren. Schutting selbst spricht in einem Interview von einer „fast hysterisch zärtliche[n]“¹⁶⁷ Beziehung zur Mutter.

[...] ich stehe auf dem Küchenstockerl, und die Mutter mahnt mich, vom Vater Abschied zu nehmen, gleich wird er wieder in den Krieg ziehen. ich lege ihm die Arme um den Hals, und plötzlich weine ich: nicht, weil mich der Abschied vom Vater traurig gemacht hat, sondern weil meine Fähigkeit zu weinen plötzlich entschieden hat, daß es sich bei solch einem Abschied zu weinen gehört, [...]. und als dann die Mutter „mach doch dem Vater den Abschied nicht so schwer, er kommt ja wieder!“, sagt, kann ich überhaupt nicht mehr zu weinen aufhören, so leid

¹⁶³ Vgl. Schutting (1980), S. 8-9.

¹⁶⁴ Zeillinger (1992), S. 16.

¹⁶⁵ Ebd., S. 17.

¹⁶⁶ Ebd., S. 17.

¹⁶⁷ Schmölzer (1982), S. 129.

*tut mir der Vater, denn es macht mir noch immer nichts aus, daß er sogleich auf lange Zeit fortfährt, und dann erst weine ich wahrhaftig: über den kratzenden Uniformkragen, den Geruch nach Tannenreisig und den Gedanken, wie furchtbar ein Abschied von der Mutter wäre*¹⁶⁸

Dieses sich wiederholende Motiv des Abschieds von der Mutter bringt die Ich-Erzählerin selbst mit einer Episode in Zusammenhang, in der die Mutter am Abend ausgegangen war und der Vater sie „mit der Mitteilung, sie werde nie wiederkommen“¹⁶⁹ derart schockierte, „daß ich mich noch mit Acht oder Neun an die Mutter klammerte, auch wenn sie nach einem knappen Tag wiederkäme“.¹⁷⁰

Zur Identifizierung mit und Überwindung des Vaters gehört laut Freud auch der Versuch, Verbindungen zu ihm herzustellen. Immer wieder sucht die Ich-Erzählerin Gemeinsamkeiten mit dem Vater: „und was habe ich mit dem Vater gemeinsam gehabt? was mir ohne Nachdenken einfällt, ist nicht viel. von der Vorliebe für Polen abgesehen, die Vorliebe für die allereinfachsten, aber nur in französischen Wirtshäusern üblichen Rotweingläser“.¹⁷¹ Neben dem Emanzipationsprozess läuft also auch ein Identifikationsprozess ab. Die Suche nach dem eigenen „Ich“ ist auch bei Schutting eng verbunden mit der Annäherung an und der Abgrenzung vom Vater. Das verbindet sie mit den anderen in dieser Arbeit behandelten AutorInnen: „Meinem Vater bin ich eigentlich sehr ähnlich, das war mir immer schon bekannt.“¹⁷² Gemeinsamkeiten kann sie zum Beispiel an ihren mit dem Vater geteilten „Unarten“ finden, etwa der Angewohnheit, das zerknüllte, nasse Handtuch neben der Badewanne zurückzulassen. Außerdem teilt sie mit dem Vater die „Empfindlichkeit meiner Lippen gegenüber dem Pelz der Pfirsichhaut“ oder den „Gesichtsausdruck, wenn mich die Sonne blendet.“¹⁷³ An einer anderen Stelle vergleicht sie eindrucksvoll die Jagd-Obsession des Vaters mit ihrer eigenen Leidenschaft für das Schreiben:

tröstlich leicht zu beantworten die Frage, wie der Vater in mir weiterleben wird – für die Mutter in meinen mit dem Vater geteilten und von ihr bis jetzt als „gleiche Bräuche“ getadelten Unarten [...] und für mich selbst in dem Jagdfieber in der nächsten Nähe eines neuen Einfalls; seine Schonzeitreizbarkeit in meinen Zuständen, wenn mir nichts einfällt; seine Jagdleidenschaft in meiner Süchtigkeit zu schreiben; seine Art, eine Diagnose zu stellen, in

¹⁶⁸ Schutting (1980), S. 47.

¹⁶⁹ Ebd., S. 141.

¹⁷⁰ Ebd., S. 141.

¹⁷¹ Ebd., S. 63.

¹⁷² Schmölzer (1982), S. 129.

¹⁷³ Schutting (1980), S. 79.

*den Einfällen, die sich nur dann einstellen, wenn ich die Untersuchung fehlerhafter Zeilen aufgebe und, an anderes denkend, spazierengehen; seine Bequemlichkeit in meiner Angst vor dem Nichtstun; seine Abneigung, ein frisches Hemd anzuziehen, in meiner Hemmung vor jeder ersten Zeile*¹⁷⁴

Es handelt sich in dem Text durchaus nicht nur um eine Abgrenzung, sondern auch um eine Annäherung an und eine Suche nach dem Vater, beziehungsweise eine Suche nach der eigenen Identität. Schon Freud hatte betont, dass der Junge (und im Fall von Schutting kann man von einem männlich denkenden Kind sprechen) erst mit der Identifizierung mit dem Vater seinen Hass auf ihn überwinden und eine eigene reife Persönlichkeit entwickeln kann.¹⁷⁵

Letztendlich kommt die Ich-Erzählerin aber auf einer subjektiven Ebene zu dem Schluss, dass ihr Vater in seiner Vaterrolle vollkommen versagt hat, dass er bis ins höchste Maß „unväterlich“ gewesen ist:

*[...] möge sein Tod in der Weise väterlich gewesen sein, wie er es nicht gewesen ist, ohne daß im deshalb im letzten Augenblick die versäumte Väterlichkeit leid tun mußte; möge meiner Erinnerung ein einziges Etwas als väterlich-umsichtig, väterlich-mild oder väterlich-besorgt aufgehen, damit mir zu ‚väterlich‘ nicht nur ‚väterlicherseits keine Verwandten‘ einfällt.*¹⁷⁶

Obwohl Schutting ihren Vater „als einen, der mir immer schon fremd gewesen ist, fremder und weniger fremd als fremd, weil er zugleich der Vater war“¹⁷⁷ wahrnimmt, kommt es seitens der Erzählerin nicht zu einer eindeutigen Verurteilung. Ihr Künstlerdasein sieht sie sogar in der Eigenartigkeit des Vaters teilweise begründet. „[...] – ich bin also überzeugt, ich wäre kein Künstler geworden, wenn mein Vater nicht so absonderliche Züge gehabt hätte und eigentlich kein Vater gewesen wäre.“¹⁷⁸ Gerade im Tod ist sie ihm so nahe wie noch nie und kann sich seine negativen Seiten bis zu einem gewissen Grad wegdenken, sie möchte ihn „trotz allem“ in guter Erinnerung behalten, auch wenn sie sich dessen bewusst ist, dass

¹⁷⁴ Schutting (1980), S. 79-80.

¹⁷⁵ Vgl. Michael Ermann: *Freud und die Psychoanalyse. Entdeckungen, Entwicklungen, Perspektiven*. Stuttgart: Kohlhammer, 2008. S. 26.

¹⁷⁶ Schutting (1980), S. 46.

¹⁷⁷ Ebd., S. 107.

¹⁷⁸ Gespräch zwischen Jutta Schutting und Herbert Glossner. In: Karl Ermert und Brigitte Striegnitz (Hg.): *Deutsche Väter. Über das Vaterbild in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Rehburg-Loccum: Evangelische Akademie Loccum, 1981. (Loccumer Protokolle 6/1981). S. 46.

damit das Bild vom Vater auch bis zu einem bestimmten Grad verklärt wird: „[...] das Bild, das ich mir früher so gern von dir gemacht hätte, hast du immer wieder beschädigt, nun aber schaue ich auf dich zurück und du läßt es sein, die Legende meines Vaterbildes und alle freundlichen Deutungen deiner Züge durch feindselige Worte und Handlungen zu trüben“.¹⁷⁹ Indem sie ihr Vater bei der eigenen literarischen Konstruktion ihres Vaterbildes nun nicht mehr behindern kann, kann sich die Erzählerin vom Vater emanzipieren und sich auch die Freiheit herausnehmen, ihr Vaterbild literarisch zu verändern.

4.3.5. Der literarische Umgang mit der Schuldfrage

Die Position des Vaters zum Nationalsozialismus ist in Schuttings Vaterbuch kaum Thema. Dementsprechend wird auch die Frage der Schuld als Mittäter der Nazis in diesem Buch nicht gestreift, auch nicht auf der Ebene der Schuld der gesamten Vätergeneration, also der so genannten „Kollektivschuld“ beziehungsweise der Erbschuld der zweiten Generation.

Auffällig ist hingegen die mehrmalige Beteuerung, der Vater habe zwar am Krieg teilgenommen, sei aber kein Nazi gewesen und habe auch an der Front niemals auf etwas anderes als auf Wildtiere geschossen. Interessant ist in diesem Zusammenhang die Frage, warum die Ich-Erzählerin ihren Vater nicht danach gefragt hat, wie er die Zeit an der Front erlebt hat, beziehungsweise auch keine dahingehenden Recherchen angestellt hat. Der Vater wird seitens der Ich-Erzählerin von vornherein jedes Verdachtes freigesprochen, also ENTschuldigt. Der Vater war kein Nazi, weitere Fragen erübrigen sich für die Erzählerin. Die Frage der Mitwisserschaft wird ebenso wenig gestreift: „Über das Thema Judenvernichtung ist bei uns zu Hause natürlich nicht gesprochen worden.“¹⁸⁰ Die Tochter scheint aber auch nicht aktiv danach gefragt zu haben.

Was die Schuld des Vaters innerhalb der Familie betrifft, so ist die Erzählerin trotz all dem, was sie mit ihrem Vater erlebt hat, nicht bereit, ihn gänzlich zu verurteilen.

¹⁷⁹ Schutting (1980), S. 172.

¹⁸⁰ Julian Schutting zitiert nach: Gerhard Zeillinger: *Kindheit und Schreiben. Zur Biographie und Poetik des Schriftstellers Julian Schutting*. Stuttgart: Hans-Dieter Heinz, 1995. (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik). S. 311.

Insgesamt überwiegt zwar das negative Bild, aber durch die zeitliche Distanz wird nach dem Tod des Vaters eine gewisse Nachsichtigkeit möglich: „das alles ist ja nicht mehr wahr, ist fast Jahrzehnte her [...] auch die Mutter und wir Kinder haben Fehler gemacht, die Mutter und die Brüder haben ihm längst alles verziehen, und an vielem ist seine früheste und frühe Lebensgeschichte schuld.“ In der Retrospektive betrachtet stellt sich ein gewisses Verständnis für den Vater ein, wenn auch kein Verzeihen. Seine eigene Jugend wird zum Erklärungsmodell für sein Verhalten als Erwachsener. Im Gespräch mit Herbert Glossner betonte Schutting, dass auch und gerade die Tatsache, dass ihr Vater eben kein Nazi gewesen ist, ihr die Nachsicht seiner privaten Verfehlungen entschieden vereinfacht hat: „[...] und später ist es mir leichter gefallen, ihm das alles nachzusehen, dadurch, daß er kein Nationalsozialist gewesen war, obwohl man doch bedenken muß, gerade bei Tierärzten, Biologie, Vererbung, liegt es doch so nahe, daß die auf diese Ideologie anfällig sein müssten.“¹⁸¹ Die im privaten Feld der Familie so schmerzlich vermissten Eigenschaften, „seine völlige Unfähigkeit zu Ordnung und Zucht und der Bereitschaft, sich nach etwas zu richten“¹⁸² haben den Vater für die Nazis unanfällig gemacht. Die persönlich als negativ erlebten Charakterzüge des Vaters gewinnen so in den Augen der Tochter auch positive Züge – und können ihm eher verziehen werden.

Im Schlussteil, bei einer Lesung der Erzählerin vor Patres und Studenten des Stifts Seitenstetten zwei Jahre später, kommt die Erzählerin zu dem Schluss, dass „es die Pietät nicht verletzt, wenn meine Zuneigung für dich den Satz ‚De mortuis nil...‘ nicht gelten läßt: die Lächerlichkeit [...] soll nicht fortgesetzt werden in einem Totenschweigen dessen, was als Nichtvergessenes und daher auch Nichtverzehrtes in meinem Bild von dir fortlebt – “. ¹⁸³ Trotz all der nachträglichen Bemühungen um ein ansatzweise positives Vaterbild und all der Tendenzen zur Nachsicht gibt es Geschehenes, das nicht vergessen und daher auch nicht verziehen werden kann. Die Vater-Tochter-Beziehung bleibt bis zum Schluss ambivalent: „Es geht uns doch in allem, was wir erleben, so. Einerseits, andererseits. Das spricht dafür, das dagegen. [...] Ich meine, ich finde das doch eher gut, daß ich mir im Nachhinein über die Beziehung zu meinem Vater unklar bin, daß das Buch wenig

¹⁸¹ Gespräch zwischen Jutta Schutting und Herbert Glossner. In: Ermert und Striegnitz (1981). S. 48.

¹⁸² Ebd., S. 48.

¹⁸³ Schutting (1980), S. 171-172.

geklärt hat. [...] Ich meine, mich hat so vieles daran interessiert. Am allerwenigsten, mit meinem Vater abzurechnen.“¹⁸⁴

4.4. Warum gerade er?

Martin Pollack: Der Tote im Bunker

4.4.1. Autor und autobiographischer Gehalt

Der Journalist und Autor Martin Pollack wurde 1944 im oberösterreichischen Bad Hall geboren. Sein Vater, der Jurist und gesuchte Kriegsverbrecher, SS-Sturmbannführer Dr. Gerhard Bast, 1911 als so genannter „Grenzlanddeutscher“ im ehemaligen jugoslawischen Gottschee geboren, kam im Jahre 1947 durch Erschießen ums Leben. Seine Leiche wurde am 6. April 1947 in einem Bunker an der österreichisch-italienischen Grenze gefunden. Ein Jahr nach der Geburt Martin Pollacks hatte seine Mutter 1945 seinen Vater Gerhard Bast geheiratet. Nach dessen Tod heiratete seine Mutter erneut ihren Ex-Mann Hans Pollack. Martin Pollack wuchs nach dem Tode seines leiblichen Vaters bei seiner Mutter, seinem Stiefvater und seinen Halbgeschwistern in Linz auf und nahm den Namen seines Stiefvaters an. Des Öfteren besuchte Martin Pollack noch die stark deutschnational gesinnten Eltern seines leiblichen Vaters in Amstetten, wobei ihm laut eigenen Aussagen nie jemand erklärt hat, warum er sozusagen zwei Väter hat.¹⁸⁵ Nach dem Tod seines Großvaters im Jahre 1960 distanzierte sich Pollack – vor allem während eines zweijährigen Studienaufenthalts in Polen – zunehmend von seiner Großmutter, die ihn in einem Brief vor einer Heirat mit einer Polin – oder noch schlimmer – einer Jüdin warnte.

Nach dem Studium der Slawistik und osteuropäischen Geschichte in Wien und Warschau arbeitete Martin Pollack zunächst von 1972 bis 1982 als geschäftsführender Redakteur bei der kulturpolitischen Monatszeitschrift *Wiener Tagebuch*, von 1982 bis 1987 als freiberuflicher Journalist und Übersetzer und von 1987 bis 1998 als Korrespondent der Zeitschrift *Der Spiegel* in Wien und Warschau.

¹⁸⁴ Gespräch zwischen Jutta Schutting und Herbert Glossner. In: Ermert, Karl und Brigitte Striegnitz (Hg.): *Deutsche Väter. Über das Vaterbild in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Rehburg-Loccum: Evangelische Akademie Loccum, 1981. (Loccumer Protokolle 6/1981). S. 49.

¹⁸⁵ Vgl. Interview mit Martin Pollack im Anhang der vorliegenden Arbeit. S. 106.

Seit 1998 lebt Pollack als freier Autor und Übersetzer (unter anderen des polnischen Autors Ryszard Kapusinski) in Wien und Stegersbach.¹⁸⁶

Literarisch trat Pollack zunächst vor allem mit Reisereportagen aus dem Osten in Erscheinung. Zu seinen ersten Werken gehörten *Des Lebens Lauf. Jüdische Familien-Bilder aus Zwischeneuropa*, erschienen 1987 im Brandstätter Verlag, und *Galizien. Eine Reise durch die verschwundene Welt Ostgaliziens und der Bukowina*, erschienen 2001 im Insel-Verlag.

Nach *Anklage Vaternord. Der Fall Phillip Halsmann* (2002, Zsolnay) erschien 2004 Pollacks bisher einziges autobiographische Werk¹⁸⁷ *Der Tote im Bunker. Ein Bericht über meinen Vater*. Laut eigenen Aussagen hatte Pollack die Nachforschungen über seinen Vater so lange hinausgezögert, weil er Angst hatte, er könne bei der Spurensuche auf etwas stoßen, das seine ohnehin schlimmen Erwartungen noch übertreffen würde.¹⁸⁸ Nur einen Monat nach dem Erscheinen war die erste Auflage nahezu vergriffen und auch medial herrschte großes Interesse an dem Werk.¹⁸⁹ Unter anderen wurde Pollack für *Der Tote im Bunker* mit dem Buchpreis der Arbeiterkammer Oberösterreich ausgezeichnet. Das Werk erfuhr 2006 im dtv-Verlag eine Neuauflage. Zu Pollacks jüngsten Erscheinungen gehören *Von Minsk nach Manhattan. Polnische Reportagen*, die er als Herausgeber 2007 im Zsolnay Verlag veröffentlichte, sowie die Reportagen *Warum wurden die Stanislaws erschossen?*, veröffentlicht 2008 im Zsolnay Verlag.¹⁹⁰

4.4.2. Inhalt und Erzähltechnik

Martin Pollack hat seinen Vater nie gekannt, über die Geschehnisse während des Dritten Reichs und den mysteriösen Tod seines Vaters war in seiner Familie hartnäckig geschwiegen worden. Deshalb blieb dem Autor, der erst zu Beginn der Pubertät hinter die deutschnationalen Vergangenheit seiner Familie gekommen war

¹⁸⁶ Vgl. <http://www.literaturhaus.at/autoren/P/M-Pollack/bio.html> (7.7.2009)

¹⁸⁷ Vgl. Interview mit Martin Pollack im Anhang der vorliegenden Arbeit. S. 103.

¹⁸⁸ Vgl. Henryk M. Broder: *Der schneidige Gerd*. In: Der Spiegel. 20.9.2004, S. 174, sowie Aussagen des Autors im Interview im Anhang.

¹⁸⁹ Vgl. Cornelia Niedermeier: *Vaternord und Vaterschuld*. In: Der Standard. 1.10.2004, S. 30.

¹⁹⁰ Vgl. <http://www.literaturhaus.at/autoren/P/M-Pollack/bio.html> (7.7.2009)

und sich seiner „eigenen Geschichte [...] stellen“¹⁹¹ wollte, nichts anderes übrig, als tausende Dokumente, wie etwa Vernehmungsprotokolle oder Aktenvermerke zu studieren¹⁹², um sich ein detailgenaues Bild von den Geschehnissen der Vergangenheit zu machen. Laut eigenen Aussagen musste er dieses Buch schreiben, weil er das Gefühl hatte, er „muss einen Toten endgültig begraben.“¹⁹³

Der literarischen Aufarbeitung der Geschichte seines Vaters stellte Martin Pollack also eine minutiöse Recherche voraus. Gesicherte und belegte Informationen überwiegen in diesem Werk über persönliche Erinnerungen des Ich-Erzählers an seinen Vater. Ausgangspunkt der Geschichte bildet ein Besuch des Ich-Autors und seiner Frau im Brennergebiet bei jenem Bunker, in dem Gerhard Bast 1947 tot aufgefunden wurde. Von diesem Augenblick an begibt sich der Autor auf eine literarische Spurensuche nach seinem Vater, die mit dessen Kindheit im slowenischen Grenzgebiet beginnt. Anhand von zahlreichen Dokumenten, Bildern und Augenzeugenberichten rekonstruiert der Ich-Erzähler die NS-Karriere des Vaters bis zu deren jähem Ende und dem Tod im Bunker. Dazu kommen immer wieder Erinnerungsfetzen aus der eigenen Kindheit des Ich-Erzählers, Auszüge aus Gesprächen mit der Mutter und den Großeltern väterlicherseits und Eindrücke des Erzählers von seinen Reisen an die Originalschauplätze.

Wie die meisten Vätertexte ist auch *Der Tote im Bunker* in zwei Zeitebenen unterteilt. Auf einer ersten zeitlichen Ebene erzählt der Ich-Autor von seiner Recherche, seiner Reise zum Bunker, seiner Suche nach Dokumenten und reichert dies bisweilen mit seinen eigenen Reflexionen an. In diese Rahmenhandlung ist die zweite zeitliche Ebene eingebettet, in der die Geschichte der Familie Bast und im Speziellen von Gerhard Bast detailgenau geschildert wird. Die Sprache Martin Pollacks folgt einem sehr klaren, journalistisch geprägten Grundton. Eigene Wertungen und ausschweifende persönliche Reflexionen werden spärlich eingesetzt.

Laut Aussagen des Autors handelt es sich bei dem Text nicht um einen *Roman* oder eine *Erzählung*. Im Untertitel findet sich das Stichwort *Bericht*. Dies lässt

¹⁹¹ Niedermeier (1.10.2004), S.30.

¹⁹² Vgl. Erna Lackner: *Generation Haß. Martin Pollacks dramatische Vatersuche*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung. 6.10.2004, S. L16.

¹⁹³ Broder (20.9.2004), S. 174.

Rückschlüsse auf das Selbstverständnis des Autors zu, der unter weitgehender Aussparung von eigener Emotionalität und Wertung sozusagen journalistische Arbeit leistet. Für NZZ-Rezensent Andreas Breitenstein ist Pollacks Buch „vieles in einem: eine grosse [sic] erzählende Reportage, eine archäologische Spurensuche und ein mentalitätsgeschichtlicher Essay. Was hinzukommt, ist ein Familienroman und eine Entwicklungsgeschichte. Ästhetisch hat der Autor einem doppelten Anspruch zu genügen: dem heissen [sic] Herzen und dem kalten Auge, dem subjektiven Bekenntnis und der objektivierenden Geschichtsschreibung.“¹⁹⁴

Penibel genau recherchiert Pollack seine Familiengeschichte mit ihren Wurzeln im untersteirischen Grenzland des 19. Jahrhunderts und belegt sie mit Fakten und Dokumenten. Aus dieser stark rekonstruierenden, faktenbasierten, journalistischen Arbeitsweise lässt sich schließen, dass in dem Werk die nicht-fiktionalisierten Elemente sehr stark dominieren, die subjektiven Eindrücke und Reflexionen des Autors sind nicht deutlich ausgeprägt. Martin Pollack hat sich, wie er selbst betont, ausdrücklich „verboten zu fiktionalisieren“.¹⁹⁵

Der Autor räumt aber auch ein, dass ihm nur eine gewisse zeitliche Distanz zum Geschehen ermöglicht hat, diese distanzierte Schreibhaltung einzunehmen und durchzuhalten:

*Ich habe schon die zeitliche Distanz gebraucht, um die Dinge mit der nötigen Ruhe betrachten und erzählen zu können. Es war für mich keine große Aufregtheit mehr dabei. Natürlich sind beim Schreiben wieder Emotionen ausgelöst worden, auch mehr als mir lieb war... Aber ich habe mich sehr bemüht diesen unterkühlten Ton durchzuziehen, nicht in Emotionen zu verfallen, nicht in Anklage auszubrechen.*¹⁹⁶

Einer Rezension von Julia Kospach nach zu schließen, ist ihm das auch gelungen: „Sein Schreiben bezieht seine Eindringlichkeit nicht aus der Erregung eines persönlich Betroffenen, sondern aus der leidenschaftlichen Genauigkeit der Spurensuche nach dem Leben und dem gewaltsamen Tod des Vaters.“¹⁹⁷

¹⁹⁴ Andreas Breitenstein: *Mutmassungen über einen Kriegsverbrecher*. In: Neue Zürcher Zeitung. 11.9.2004, S. 45.

¹⁹⁵ Interview mit Martin Pollack im Anhang der vorliegenden Arbeit. S. 107.

¹⁹⁶ Ebd., S. 102.

¹⁹⁷ Julia Kospach: *Mein Vater, der Mörder*. In: Der Bund. 6.11.2004. Beil. Der kleine Bund. S.9.

4.4.3. Der Vater als Täter

Die Biographie und die fragwürdige Karriere des überzeugten Nationalsozialisten und Kriegsverbrechers, SS-Sturmbannführer Gerhard Bast, werden im Werk seines Sohnes genau nachgezeichnet und anhand von Dokumenten belegt. Dort wo Pollacks Recherchen zu keinen Ergebnissen führten, bleiben Leerstellen bestehen.

Dass es sich bei der Biographie seines Vaters um eine Lebensgeschichte voll von Gewalt handelt, ist dem Autor von Anfang an klar: „Sein gewaltsamer Tod war der Abschluß eines Lebens, in dem Gewalt eine wichtige Rolle gespielt hatte.“¹⁹⁸ Ausführlich widmet sich der Erzähler der Jugend seines Vaters im untersteirischen Grenzland, das 1918 an Jugoslawien fiel. Pollack schildert, wie sich Slowenen und Deutschsprachige befehdeten und der Rechtsradikalismus und Rassismus in dieser Umgebung prächtig gedieh. Schnell erkennt der Ich-Erzähler, „daß sich hier etwas ankündigte, was einige Jahrzehnte später mit blutigem Ernst und mörderischer Perfektion exekutiert werden sollte. Die Verdrängung, Vertreibung, schließlich Ausmerzungen des Fremden, der anderen, der Juden, der Slawen, der Slowenen.“¹⁹⁹

Als Spross einer deutschnationalen, antislawischen und antisemitischen deutschsprachigen Familie in Gotschee geboren, schlägt Gerhard Bast den von den Männern seiner Familie vorgelebten Weg ein. Er absolviert ein Jus-Studium an der Universität Graz und tritt der schlagenden Burschenschaft *Germania* bei. „[...] der Großvater, der Vater, der Onkel; als Kind dachte ich, Schmissnarben gehören zu einem Mann wie der Bartwuchs“²⁰⁰, schreibt Pollack. 1912 zog die ganze Familie in die niederösterreichische Kleinstadt Amstetten. In seiner Freizeit widmet sich Gerhard Bast der Jagd, dem Bergsteigen und dem Skifahren.

Martin Pollacks Großvater, Dr. Rudolf Bast, war ebenfalls schon in der illegalen Zeit der NSDAP beigetreten und ist in Amstetten als einer der strammsten Nationalsozialisten bekannt. Rudolf Bast, so wie sein Sohn Jurist, ist als Kreisrechtsamtsleiter der NSDAP an der Arisierung in Amstetten maßgeblich beteiligt

¹⁹⁸ Martin Pollack: *Der Tote im Bunker. Bericht über meinen Vater*. München: dtv, 2004, S. 5.

¹⁹⁹ Ebd., S. 26-27.

²⁰⁰ Ebd., S. 24.

und verdient sich auch an der Liquidierung jüdischer Firmen, was Martin Pollack erst durch die Recherche zu seinem Vaterbuch erfahren hat.²⁰¹

Bereits 1931 tritt Gerhard Bast der NSDAP bei, 1932 der SS. „Ich habe mich während der ganzen Verbotszeit als SS-Führer betätigt“²⁰², schreibt er in einem vom Sohn ausfindig gemachten Lebenslauf, erstellt für das Geheime Staatspolizeiamt in Berlin, stolz. Wenige Tage nach dem „Anschluss“ tritt er auch der Gestapo bei. Von da an geht es mit seiner Karriere steil bergauf. „Als Angehöriger der Gestapo war mein Vater faktisch vom ersten Tag an Teil des Terrorregimes [...]“²⁰³ Gerhard Bast legt einen raschen Aufstieg innerhalb der Partei hin. 1938 wird er bereits im Alter von 27 Jahren zunächst zum SS-Untersturmführer befördert. Im gleichen Jahr tritt er, der sich in der Zeit der Illegalität als einwandfreier Nationalsozialist bewährt hatte, den Dienst bei der Gestapo Graz an. Gleichzeitig wird er in den Sicherheitsdienst der SS aufgenommen.

1940 wird Pollacks Vater zum SS-Hauptsturmführer ernannt, 1941 zum Hauptsturmbannführer befördert. Im selben Jahr übernimmt er die kommissarische Leitung der Gestapo Linz. 1942 ist er als stellvertretender Leiter der Gestapo Münster für die Verschickung der in Münster ansässigen Juden nach Riga zuständig, die nur wenige von ihnen überlebten. Eines der Dokumente, die Martin Pollack aufgespürt hat, ist ein von seinem Vater unterschriebenes Merkblatt für Juden, das regelte, was sie im Zuge ihrer Deportation mitnehmen durften. Gerhard Bast überwachte den Transport zum Bahnhof persönlich. Aus den Befragungen ehemaliger Gestapobeamter nach dem Krieg, die der Erzähler zitiert, geht hervor, dass Gerhard Bast 1942 in Münster an der Exekution einer Reihe von Zwangsarbeitern beteiligt war:

„Dr. Bast“, so sagte ein ehemaliger Gestapobeamter aus Münster vor dem Untersuchungsrichter aus, hat an fast sämtlichen Hinrichtungen teilgenommen und diese auch geleitet, und zwar auch in den Fällen, wobei ich nicht zugegen war. Ich hatte den Eindruck gewonnen, daß Dr. Bast, der überhaupt zum Windmachen neigte und der ständig auf die

²⁰¹ Vgl. Pollack (2004), S. 108-117.

²⁰² Ebd., S. 96.

²⁰³ Ebd., S. 103.

*großdeutsche Pauke haute, Freude bei den Hinrichtungen empfand und mit Wohlgefallen an diesen teilgenommen hat.*²⁰⁴

Als Leiter eines Sonderkommandos der Einsatzgruppe D in Südrussland ab November 1942 hat Pollacks Vater „die Aufgabe, die eroberten Gebiete von Juden, kommunistischen Funktionären und Agenten zu reinigen.“²⁰⁵ Die Sonderkommandos der Einsatzgruppe D, informiert uns der Erzähler, töteten zwischen 1941 und 1943 mehr als 90.000 Menschen, vorwiegend Juden. Auch über die Art und Weise der Exekutionen hat der Erzähler Nachforschungen angestellt:

*In der Regel wurden die Opfer erschossen, Sie wurden zu einer Grube geführt, an deren Rand sie sich stellen mußten, dann wurde ihnen ins Genick oder den Hinterkopf geschossen, so daß sie hineinfielen, dann nahm die nächste Gruppe Aufstellung, bis die Grube voll war. Manchmal wurden die Opfer gezwungen, sich in die Grube zu legen, und bereits liegend erschossen. Die Folgenden mußten sich auf die Toten legen, manche waren nur schwerverwundet und wurden lebendig begraben.*²⁰⁶

Über die Schuld des Vaters als Nazi-Täter und Massenmörder kann im Bericht Martin Pollacks also kein Zweifel bleiben. Die Schilderung des Erzählers basiert immer auf historischen Dokumenten, mit eigenen Wertungen und Deutungen hält er sich trotz der erschütternden Rechercheergebnisse zurück.

Über die Beweggründe seines Vaters, sich in der Vernichtungsmaschinerie der Nazis zu engagieren, kann der Ich-Erzähler nur Mutmaßungen anstellen, da ihm entsprechende Aussagen des Vaters fehlen: *„Was veranlasste meinen Vater, diese Laufbahn einzuschlagen, sich für eine Karriere in der politischen Polizei des nationalsozialistischen Staates zu entscheiden, ein Instrument des Terrors und Schreckens? Warum ist er nicht Rechtsanwalt geworden wie mein Großvater?“*²⁰⁷

Über die Tätigkeit seines Vaters im Kaukasus, wo Gerhard Bast Anfang Dezember 1942 eintraf, um ein Sonderkommando zu leiten, hat der Autor keine Dokumente gefunden. 1943 übernimmt Bast die Leitung der Gestapo Linz. „Er war ein mächtiger

²⁰⁴ Pollack (2004), S. 151-152.

²⁰⁵ Ebd., S. 160.

²⁰⁶ Ebd., S. 161.

²⁰⁷ Ebd., S. 102

Mann, vor dem sich viele duckten.“²⁰⁸ In dieser Zeit traf sich Bast auch mehrmals mit Martin Pollacks Mutter, die zu diesem Zeitpunkt noch mit ihrem ersten Ehemann verheiratet war. „Hat sie geahnt, was ihr Geliebter machte, was zu seinen Aufgaben gehörte? Hat sie das gekümmert?“²⁰⁹, fragt sich der Erzähler, traut sich aber nicht, seine Mutter je direkt darauf anzusprechen. Im Hause Pollack wird über dieses Kapitel der Vergangenheit geschwiegen: „Darüber haben wir nie gesprochen, das wurde nicht einmal andeutungsweise erwähnt.“²¹⁰

Am 31. Mai 1944 wird Gerhard Bast schließlich wegen fahrlässiger Tötung infolge eines Jagdunfalls verurteilt und strafweise zur Einsatzgruppe B als Leiter des Sonderkommandos 7a nach Minsk verlegt. Zur gleichen Zeit ist seine zukünftige Ehefrau, Martin Pollacks Mutter, schon hochschwanger. Auch im so genannten „Sonderkommando Bast“ zeichnet Martin Pollacks Vater für die Exekution zahlloser Juden und Zivilpersonen verantwortlich. Im April 1945 heiraten die Eltern von Martin Pollack schließlich. Die Hochzeit fällt in jene Zeit, als sich der Zusammenbruch des Dritten Reichs bereits ankündigt. Am 2. Mai 1945 taucht der gesuchte Kriegsverbrecher Gerhard Bast schließlich in Bad Ischl unter. Seine Mutter hatte ihm gefälschte Papiere besorgt. Er gibt sich unter dem Namen Franz Geyer als slowenischer Arbeiter aus. Am 2. Mai 1945 hinterlässt Gerhard Bast in Bad Ischl ein Testament, in dem er seinen gesamten Besitz (der nicht mehr viel mehr als das war, was er am Leibe trug) seinem Sohn Martin vererbt, mit der Bitte, dieser möge seinen Namen annehmen. Danach taucht der Vater als gesuchter Kriegsverbrecher unter, wobei ihm seine sichtbaren Schmissnarben – so mutmaßt der Sohn – Schwierigkeiten bereitet haben müssen:

Er versuchte als Holzfäller unterzukommen, doch damals wusste jeder, was die Schmisse bedeuteten, die er im Gesicht trug: ein Studierter, ein Burschenschaftler, Verfechter großdeutscher, völkischer Ideen, ein Nazi, der sich verstecken möchte – ein Kriegsverbrecher.²¹¹

²⁰⁸ Pollack (2004), S. 179.

²⁰⁹ Ebd., S. 157.

²¹⁰ Ebd., S. 181.

²¹¹ Ebd., S. 233.

Im Herbst 1946 tauchte Bast im Pustertal auf und versuchte Anfang März 1947 über den Brenner zu fliehen, dabei wurde er von einem Tiroler Schlepper ermordet. Am 6. April 1947 wurde seine Leiche aufgefunden.

Als Besonderheit an Pollacks Text im Vergleich zu anderen in der vorliegenden Arbeit besprochenen Vätertexten darf gelten, dass der Vater selbst im Text – abgesehen von einigen wenigen schriftlichen Aussagen – nicht zu Wort kommt, auch nicht in der Erinnerung des Kindes. Dies ist dadurch bedingt, dass der Autor den Vater nicht persönlich befragen konnte und aufgrund des frühen Todes von Gerhard Bast kaum schriftliche oder mündliche Stellungnahmen überliefert sind. Dementsprechend finden sich im Text weder Aussagen des Vaters zu den Motiven seines Engagements im NS-Regime noch zu seiner Schuld als Täter.

Lediglich das Verhalten der Großeltern nach dem Tod des Sohnes gibt Aufschluss über den Umgang der Familie mit der Frage der Schuld: Die Großmutter bläute dem Enkel ein, das Andenken an seinen Vater in allen Ehren zu halten: „Dein Vater ist immer anständig gewesen, das darfst du nie vergessen, sagte sie mir.“²¹² Auch der Großvater, Dr. Rudolf Bast, wies nach Kriegsende jede Schuld von sich und wollte sich sogar als Judenfreund darstellen.

*Nach dem Krieg wollte er mit einem Mal nur mehr eine Randfigur gewesen sein, die mit den Verbrechen des NS-Regimes nichts zu tun hatte. Manche offiziellen Stellen unterstützten die Versuche der Nazis, sich aus der Verantwortung zu stehlen [...]. Das historische Gedächtnis kann unter bestimmten Umständen erstaunlich kurz sein. Zehn Jahre sind dann eine lange Zeit, die vieles aus der Erinnerung wischt.*²¹³

Martin Pollack verurteilt nicht und klagt nicht an. Aber im Text wird seine Verachtung dafür deutlich, dass nach dem Krieg einfach so getan wurde, als sei nichts gewesen, dass einfach geschwiegen wurde und dass auch noch ohne schlechtes Gewissen: „Sie alle empfanden sich als Opfer. Als Idealisten, die alles für die Volksgemeinschaft gegeben hatten, und nun diskriminiert, drangsaliert, hart bestraft wurden. Mit diesen Opferlegenden bin ich aufgewachsen, sie wurden wieder und wieder erzählt.“²¹⁴

²¹² Pollack (2004), S. 125.

²¹³ Ebd., S. 117.

²¹⁴ Martin Pollack: Warum wurden die Stanisławs erschossen? Reportagen. Wien: Zsolnay, 2008. S. 16-17.

Im Juni 1950 wurde die Anklage gegen Martin Pollacks Großvater dank der Hartnäckigkeit der Großmutter übrigens mit Gnadenentschließung des Bundespräsidenten fallen gelassen.

4.4.4. Der Vater-Kind-Konflikt

Wie bereits erwähnt sollte Martin Pollack seinen leiblichen Vater nie wirklich kennen lernen: „Ich habe keine eigenen Erinnerungen an den Vater. Zum Zeitpunkt seines Todes war ich noch keine drei Jahre alt, und ich hatte ihn nur ein paar Mal flüchtig gesehen.“²¹⁵ Seine gesamte Kindheit über wusste Pollack nicht, warum er einen Vater in Linz und einen zweiten in Amstetten hatte, der offensichtlich tot war. Wenn seine Großmutter und ihre Bekannten in Amstetten hinter vorgehaltener Hand über seinen Vater sprachen, „wie schneidig, ehrenhaft, anständig er gewesen und wie grausam das Schicksal mit ihm umgesprungen sei“²¹⁶, wollte der kleine Martin Pollack dem Vater nacheifern: „Ich wollte furchtlos sein wie der Vater.“²¹⁷ Erst als er 14 Jahre alt war, deutete seine Mutter an, was der Vater im Krieg getan hat: „SS, Gestapo, das war schon ein ziemlicher Schock, über den ich allerdings bald hinwegkam, Details erzählte sie keine.“²¹⁸

Von der stark nationalistisch gesinnten Großmutter erfährt Pollack lediglich, wie ehrenhaft sein Vater immer gewesen sei: „Die Ehre des Deutschen, ein ehrenfester Mann, wie oft hab ich das gehört, ehrenhaftes Verhalten, dein Vater hat sich immer ehrenhaft verhalten, schärfte mir meine Großmutter ein. Wenn dich jemand fragt, was er gemacht hat, sag, er war Regierungsrat.“²¹⁹ Genauer hat Pollack damals auch noch nicht nachgefragt: „Bei uns hat man keine Frage gestellt, das war das Problem.“²²⁰ Diese Sprachlosigkeit teilten die Familien Bast und Pollack wohl mit vielen Familien mit Nazi-Vergangenheit.

Irgendwann im Laufe der Pubertät kam aber Martin Pollacks Unbehagen über die Vorgeschichte seines Vaters zum Vorschein. Den vermutlich einzigen Brief von

²¹⁵ Pollack (2004), S. 11.

²¹⁶ Ebd., S. 87.

²¹⁷ Ebd., S. 121.

²¹⁸ Ebd., S. 88.

²¹⁹ Ebd., S. 199.

²²⁰ Ebd., S. 88.

Gerhard Bast an seinen Sohn, den Pollacks Mutter ihm mit ungefähr vierzehn Jahren überreichte, wurde irgendwann „in einem Anfall von Verzweiflung, oder war es Wut? [...]“²²¹ verbrannt. Als eine Art von Protest und Distanzierung ist auch die Weigerung Martin Pollacks zu sehen, den Namen seines leiblichen Vaters anzunehmen.

Dem Sohn bleiben die Beweggründe des Vaters aber trotz seiner peniblen Recherchen weithin unbekannt: „Über die private Seite meines Vaters, über das, wie er war, wie er dachte, weiß ich wenig, eigentlich nichts. Er ist für mich bis heute im dunkeln geblieben, eine Figur, von der ich nur undeutliche Konturen erkenne.“²²² An einer anderen Stelle schreibt Pollack: „Ich sehe manche Details aus jener Zeit ganz deutlich vor mir, ihn jedoch sehe ich nicht, von ihm kann ich in meinem Gedächtnis keine Bilder abrufen.“²²³

Auf der einen Seite möchte der Erzähler mehr erfahren über die unbekannte Figur seines Vaters, auf der anderen Seite erschüttern ihn die Entdeckungen über die Taten seines Vaters tief. Manchmal, so Pollack im Interview, sei er auch froh gewesen, wenn er bei seiner Recherche nichts entdeckt habe: „[W]äre es besser, du findest grauenhafte Dinge? Besser man findet nichts.“²²⁴

Die Frage, was seinen Vater dazu gebracht hat, die Grenze „zwischen Menschlichkeit und Unmenschlichkeit“²²⁵ zu überschreiten, prägt das Buch und beschäftigt den Autor bis heute: „Warum ausgerechnet er? Diese Frage begleitet mich seit vielen Jahren wie ein düsterer Schatten, von dem ich weiß, daß ich ihn nie werde abschütteln können.“²²⁶ Aus dem Mangel an der Möglichkeit, seinen Vater mit diesen Fragen zu konfrontieren, resultiert eine Reihe an Fragezeichen:

*In jenem Moment hatte ich verstanden, daß es mir nie möglich sein würde, eine Antwort auf die quälende Frage zu finden, wie es geschehen hatte können, daß ausgerechnet mein Vater ‚kraft seiner Kompetenzen‘ diese Taten angeordnet, vielleicht selber zur Waffe gegriffen hatte.*²²⁷

²²¹ Pollack (2004), S. 209.

²²² Ebd., S. 121.

²²³ Ebd., S. 234

²²⁴ Interview mit Martin Pollack im Anhang der vorliegenden Arbeit. S. 107.

²²⁵ Ebd., S. 108.

²²⁶ Pollack (2004), S. 103.

²²⁷ Ebd., S. 221.

An die Stelle des mit dem Vater aktiv ausgetragenen Generationskonflikts tritt im Falle Martin Pollacks der von ihrer nationalsozialistischen Vergangenheit beeinflusste Generationskonflikt mit den Großeltern, im speziellen mit der Figur der Großmutter, die laut Pollack die „Chefideologin“ der Familie war. Es ist wohl kein Zufall, dass sich der junge Martin Pollack bald in außergewöhnlich hohem Maße für „alles, was im Osten lag“²²⁸ interessierte. Als er sich dann nach der Matura dazu entschloss, ausgerechnet Slawistik zu studieren, reagierte die Großmutter dementsprechend ablehnend, finanzierte dem geliebten Enkelsohn aber trotzdem das Studium. Zum endgültigen Bruch mit den Großeltern führte aber ein Brief der Großmutter an den auf Auslandssemester in Polen weilenden Enkel, in dem sie ihn davor warnte, eine Polin, oder gar eine Jüdin, zu heiraten. „Ich müsse ihr beim Andenken meines Vaters versprechen, das nie zu tun, das würde sie mir glattweg verbieten, sonst sei es aus zwischen uns.“²²⁹ Der damals 24-jährige Martin Pollack brach daraufhin die Beziehung zu seiner Großmutter ab und sollte sie bis zu ihrem Tode nicht mehr wieder sehen.

Die Schilderung des eigenen inneren Konfliktes, der Vatersuche und des Generationskonfliktes mit den Großeltern nimmt der Erzähler in einer sehr ausgeglichenen Balance zwischen privater Betroffenheit und objektiver Darstellung vor. Selbstmitleid findet man in seinem Text keine, wie auch Gabriele von Arnim in einer Rezension in *Die Zeit* betonte:

*In Halbsätzen nur lässt der Autor die Seelennot ahnen, die die Reise in die Vergangenheit bedeutet hat für ihn. Er flüchtet nicht in Lakonie, schon gar nicht in Selbstmitleid. Fast zart vermittelt er uns die Angst des Sohnes vor einem solchen Vater, einem solchen Großvater. Er verschwindet nicht hinter seinem Bericht, drängt sich dem Leser aber auch nicht auf. Eine Gradwanderung, die ihm gelingt.*²³⁰

Zu einem ähnlichen Urteil kommt auch die Rezensentin der *Frankfurter Allgemeinen Zeitung*, der ich mich inhaltlich anschließen will: „Auf beeindruckend ausgeglichene Weise balanciert er zwischen Nähe und Abstand, zwischen schmerzvoller Vatersuche und selbstverständlicher Abgrenzung.“²³¹ Diesen distanzierten, ja

²²⁸ Pollack (2004), S. 172.

²²⁹ Ebd., S. 174.

²³⁰ Gabriele von Arnim: *Vom Schmerz der Entdeckung. Martin Pollack begibt sich auf Spurensuche nach seinem Vater, der ein SS-Mann war.* In: *Die Zeit*. 7.10.2004. (Beilage Zeitliteratur & Musik).

²³¹ Lackner (6.10.2004), S. L16.

beinahe kühlen Ton konnte Martin Pollack aus eigenen Aussagen nur deshalb durchhalten, weil er das Geschehene schon vor dem Schreiben verarbeitet hat:

Ich war mit mir im Reinen, wenn man so will. Ich habe nie ein Geheimnis daraus gemacht. Ich habe immer offen darüber geredet. Bewältigen kann man das ja nicht, aber ich war mit mir im Reinen und habe mich daher mit einer gewissen Distanz ans Schreiben machen können. [...] Insofern war es für mich auch einfacher, denn es war nicht so, dass ich die Box aufmache und da springt der Teufel raus. [...]”²³²

4.4.5. Der literarische Umgang mit der Schuldfrage

„Die Verurteilung ist wahnsinnig billig. Sie steht mir nicht zu“²³³, sagte Martin Pollack in einem Zeitungsinterview 2004. Zu einer Verurteilung der grauenhaften Taten des Vaters lässt sich Pollack in keiner Stelle seines Textes hinreißen. Geradezu nüchtern schildert Pollack die Gräueltaten seines Vaters über weite Passagen hinweg, anklagende oder wertende Passagen finden sich kaum: „Martin Pollack lässt offen, was er nicht herausfinden konnte, schwingt sich nicht auf zu endgültigen Urteilen, sondern hält Distanz.“²³⁴

Umso mehr steht die Frage nach dem Unwahrscheinlichen im Vordergrund. „Warum gerade er?“ fragt sich der Ich-Erzähler in jenen Momenten, als ihm die Schuld des Vaters deutlich vor Augen liegt. In diesem innerlichen Zwiespalt erliegt der Ich-Erzähler sogar einmal der Versuchung, seinen Vater zu rechtfertigen und zu rehabilitieren, er könne ja schließlich als sein Vater gar nicht einer von den „ganz Schlimmen“ gewesen sein:

War mein Vater ein rabiatere Antisemit? Ich habe dafür keine Belege gefunden, was nichts zu bedeuten hat, die Dokumente aus jener Zeit sind spärlich, und in den Familien wurde darüber nicht geredet. Doch von neueren wissenschaftlichen Arbeiten zu diesem Thema wissen wir, daß nicht alle Mitglieder der Gestapo und der SD wilde Antisemiten vom Typ eines Julius Streicher sein mußten, ja die meisten von ihnen verachteten diese primitive Form des Judenhasses, weil sie ihrem wissenschaftlichen Anspruch widersprach.²³⁵

²³² Interview mit Martin Pollack im Anhang der vorliegenden Arbeit. S. 105.

²³³ Julia Kospach: „Unsere arme SS“. In: Profil. 16.8.2004, S. 108-109.

²³⁴ Kospach (6.11.2004), S.9.

²³⁵ Pollack (2004), S. 106.

Im Grunde genommen aber macht der Erzähler seinen Vater, der in der Tat nicht nur Mitläufer, sondern überzeugter Nationalsozialist, Antisemit und Mit-Täter war, für seine Taten verantwortlich, auch wenn er sich an manchen Textstellen an kleine Hinweise zu klammern scheint, die das Gegenteil beweisen könnten. („Nur zu gern wollte ich es glauben“²³⁶). Die Daten, Fakten und (Opfer)zahlen sprechen jedoch für sich:

*Ob mein Vater selbst den Befehl zu der Erschießung gegeben hat, [...] ist nicht so wichtig, er war der Leiter des Kommandos, das nach ihm benannt wurde, ER TRUG DIE VERANTWORTUNG, DAS BLUT der fünfzehn bis zwanzig Geiseln [...] KLEBT, zumindest bildlich gesprochen, AN SEINEN HÄNDEN.*²³⁷

An der Schuldfrage lässt der Ich-Erzähler also keinen Zweifel, zu eindeutig ist die Faktenlage, die eindeutig beweist, dass der Vater ein vielfacher Mörder war. Mit einer eindeutigen Verurteilung oder beschämten Abkehr vom Vater reagiert Pollack jedoch nicht. Es bleibt immer nur dieselbe Frage. „Warum ausgerechnet er?“²³⁸. Immer wieder ringt der Ich-Erzähler damit, dass der eigene Vater zugleich auch Mörder war.

Kritik übt der Erzähler am fragwürdigen Umgang der Tätergeneration mit der eigenen Schuldlast, dem Verdrängen und so tun, als ob nichts gewesen wäre. Dafür sind vor allem die Aussagen der Großmutter repräsentativ.

*Das weiß ich nicht. Das habe ich nicht gesehen. Davon habe ich nichts gehört. Davon habe ich nichts bemerkt. Da war ich nicht dabei. Solche und ähnliche Phrasen tauchen in den zwanzig Jahren nach dem Krieg aufgenommenen Zeugenaussagen immer wieder auf. Eine kollektive Amnesie. Blindheit. Taubheit. Wir haben nichts gewußt.*²³⁹

Mit dem Thema der „geerbten“ Schuldlast der Täterkinder setzt sich Pollack in seinem Vaterbuch nicht auseinander. Im Interview vom 9. April 2009 meinte Pollack, dass ihn diese Frage nie beschäftigt habe, allerdings: „Ich glaube schon, dass ich eine gewisse Verantwortung habe, weil ich eben in eine solche Familie hineingeboren wurde, wofür ich aber nichts kann. Ich habe eine gewisse

²³⁶ Pollack (2004), S. 214.

²³⁷ Ebd., S. 204. Hervorhebungen durch die Verfasserin dieser Arbeit.

²³⁸ Ebd., S. 103.

²³⁹ Ebd., S. 203.

Verantwortung, wie ich damit umgehe...und dass ich zum Beispiel auch diese Geschichte erzähle.“²⁴⁰

Zusammenfassend lässt sich hinsichtlich des literarischen Umgangs des Erzählers mit der Schuldfrage sagen, dass er als Fragender in Erscheinung tritt, nicht als Verteidiger oder Ankläger: „Martin Pollack versagt sich [...] jeder anklagenden Attitüde. Gleichwohl ist sein Bericht unter der Oberfläche gezeichnet von Wut, Traurigkeit sowie einer tiefen Ratlosigkeit angesichts dieses gewalterfüllten Lebens, aus dem sein eigenes Leben hervorgegangen ist.“²⁴¹ Martin Pollack selbst ist der Ansicht, dass es als Schriftsteller nicht seine Aufgabe sei, sich als moralische Instanz aufzuspielen. Der mündige Leser könne sich anhand der geschilderten Ereignisse vielmehr sein eigenes Urteil bilden:

Ich bin als Autor nicht dazu da, irgendjemanden zu verurteilen oder zu verteidigen. [...] Ich muss nicht sagen: „Das ist richtig, das ist falsch.“ Ich meine, ich schreibe ja nicht für Idioten. Wenn ich die Karriere meines Vaters beschreibe, dann nehme ich an, dass sich da halbwegs mündige Leser ihr Urteil bilden können. Ich muss auch nicht irgendwelche Adjektive dazufügen, so wie verbrecherisch oder schrecklich oder grausam und blutrünstig oder so etwas. Die Leser sind ja keine kleinen Kinder²⁴²

²⁴⁰ Interview mit Martin Pollack im Anhang der vorliegenden Arbeit. S. 107.

²⁴¹ Andreas Wirthensohn : „Warum ausgerechnet er?“ *Martin Pollacks bewegendes Buch über seinen „SS-Vater“*. In: Wiener Zeitung. 3.10.2004. Beil. EXTRA, S.11.

²⁴² Interview mit Martin Pollack im Anhang dieser Arbeit. S. 106.

5. Vergleich: Motive, Muster, Merkmale

5.1. Erzähltechnik

Die in der vorliegenden Arbeit behandelten autobiographischen Texte über Väter weisen hinsichtlich des Erzählstils viele Gemeinsamkeiten auf. Ein typisches Strukturelement ist das erinnerte oder auch imaginäre Gespräch mit dem Vater.²⁴³ In den in der vorliegenden Arbeit besprochenen Texten findet es sich als konstituierendes Element bei Peter Henisch, Brigitte Schwaiger und Jutta Schutting, nicht so bei Martin Pollack, der seinen Vater nie wirklich gekannt hat.

Was die Erzählform betrifft, so wird in den Vätertexten die nahe liegende Ich-Form bevorzugt. Dieser Umstand geht mit der Tatsache einher, dass in der autobiographischen Literatur, auch in jener über Väter, Autor und Erzähler mehr oder weniger kongruieren. In allen vier behandelten Texten ist dies der Fall. Über die zentralen Figuren in den Texten, nämlich die Väter, wird in den Texten meist in dritter Person gesprochen. In allen besprochenen Werken kommt es aber vor, dass das Erzähler-Ich den Vater in der zweiten Person anspricht. Das vertraute „du“, dient dazu, eine imaginierte Zwiesprache mit dem Vater zu halten: „Die Utopie der Vaterbücher ist das nachholende, herrschaftsfreie Gespräch zwischen Vätern und Kindern.“²⁴⁴ In manchen Texten, etwa bei Peter Henisch, kommt der Vater mittels Dokumenten oder abgeschriebenem Tonbandaufzeichnungen auch selbst zu Wort.

Hinsichtlich der Erzählzeit ist zu beobachten, dass die meisten Vätertexte in eine Vergangenheits- und eine Gegenwartsebene gestuft sind. Dies rührt daher, dass es sich meist um Erzähler handelt, die in der Gegenwart über die Vergangenheit und deren Auswirkungen auf die Gegenwart reflektieren:

*Die Existenz wie auch die Verschränkung der beiden Ebenen stehen in Wechselwirkung mit einer der grundlegenden Aussagen der Vätertexte: daß die Gegenwart der Söhne und Töchter von den Kindheits- und Jugenderfahrungen stark beeinflusst ist, daß umgekehrt die rekonstruierte Vergangenheit kein ‚objektives‘ Bild darstellt, sondern von der Subjektivität und gegenwärtigen Existenz der Töchter und Söhne markiert ist.*²⁴⁵

²⁴³ Vgl. Vogt (1998), S. 386-387.

²⁴⁴ Ebd., S. 387.

²⁴⁵ Maelshagen (1995), S. 116.

Das vergangene Geschehen, das häufig im Präteritum erzählt wird, behandelt zumeist Kindheit und Jugend des Erzählers und auch Herkunft und Lebensgeschichte des Vaters. Verschränkt in dieses vergangene Geschehen finden sich oft (zum Beispiel bei Schwaiger) lange Passagen im so genannten historischen Präsens, die dazu dienen, sich vergangene Situation zu vergegenwärtigen. Die Darstellung der Vergangenheit kann, aber muss nicht zwingend chronologisch erfolgen, oft wird die Chronologie völlig durchbrochen und es kommt zu einer wilden Abfolge von Erinnerungsfetzen (etwa bei Schwaiger und Schutting).

Die Gegenwartsebene wird meist im Präsens formuliert und umfasst Reflexionen und das Erleben des Erzählers in der Gegenwart. Diese Ebene wird aber immer wieder von jener der Vergangenheit unterbrochen.

In der Einbeziehung von Dokumenten liegt auch eine weitere grundlegende Besonderheit der Vätertexte, die sich irgendwo an der Schwelle zwischen Biographie, Autobiographie, Dokumentation und Fiktion ansiedeln lassen. Ergänzend zu den Erinnerungen der Töchter und Söhne kommen eingeflochtene oder erzählte Dokumente zum Einsatz. Dies können, wie bei Henisch, die wiedergegebenen Tonbandaufzeichnungen mit der Stimme des Vaters sein, oder auch Briefe, Bescheide, Fotoalben oder Zeitungsartikel. Oftmals werden diese Dokumente in einer montageähnlichen Technik mit dem Erzählten verwoben. Diese in den Text hinein geflochtenen Dokumente dienen dem Erzähler zur besseren Rekonstruktion von Vergangenem und ermöglichen in manchen Fällen, wie etwa bei Martin Pollack, der seinen Vater nie persönlich befragen konnte, überhaupt erst detailliertes Wissen über den Lebensweg des Vaters.²⁴⁶

Was das Verhältnis zwischen Faktizität und Fiktion betrifft, so kann nochmals festgehalten werden, dass die autobiographisch geprägte Väterliteratur grundsätzlich eine große Affinität zur Authentizität und Nicht-Fiktionalität hat. Die Dominanz der nicht-fiktionalisierten Elemente ist in den vier in dieser Arbeit verglichenen Werken allerdings unterschiedlich ausgeprägt. Martin Pollack etwa hält fest, dass die Fiktion in seinem Werk keine Rolle spiele: „[...] ich habe mir ausdrücklich selber verboten zu fiktionalisieren.“²⁴⁷ Gleichzeitig räumt er aber ein, dass auch ihm das Gedächtnis oft einen Streich spielen könne und Authentizität und Faktizität nicht immer absolut

²⁴⁶ Vgl. Maelshagen (1995), S. 107-122.

²⁴⁷ Vgl. Interview mit Martin Pollack im Anhang der vorliegenden Arbeit. S. 107.

übereinstimmen, er also keine Objektivität garantieren könne. Der Anspruch auf Objektivität ist bei Henisch deutlich weniger stark ausgeprägt, als bei Pollack, ist seine Herangehensweise an das Schreiben doch auch deutlich mehr von literarischen als von journalistischen oder geschichtswissenschaftlichen Ansätzen geprägt. Er betont zwar die Wichtigkeit des autobiographischen Ansatzes für sein literarisches Werk, räumt aber gleichzeitig ein, dass er nicht die authentische Stimme seines Vaters wiedergebe, sondern die „Literaturfassung“ davon.²⁴⁸ Stark von einem subjektiven Blickwinkel sind wiederum die Werke Schuttings und Schwaigers zu sehen, daher auch die große „Lückenhaftigkeit“, was die tatsächliche Schuld ihrer Väter im Nationalsozialismus betrifft. Das authentische Erleben der väterlichen Verfehlungen durch das Kind steht im Vordergrund. Im Vergleich der in dieser Arbeit besprochenen Werke lässt sich festhalten, dass Pollack und Henisch (in dieser Reihenfolge) die Lebensgeschichten ihrer Väter relativ genau nachzuzeichnen versuchen. Schutting und Schwaiger beschränken sich hingegen in erster Linie auf die private Lebensgeschichte und erzählen die Biographie ihrer Väter in sehr verknappter und auf den Blickwinkel des Kindes zentrierter Form. Dabei muss betont werden, dass es sich in den in dieser Arbeit behandelten Werken eben nicht um reine Autobiographien im eigentlichen Sinne handelt, sondern um autobiographische Literatur. Aus diesem Blickwinkel ist auch die Frage nach der Faktizität und Vollständigkeit der in den Texten angesprochenen Tatsachen zu sehen.

5.2. Leitmotive und Erzählmuster

Nicht nur hinsichtlich ihrer formalen Beschaffenheit weisen die vier im Hauptteil dieser Arbeit besprochenen Texte viele Ähnlichkeiten auf. Auch auf motivischer Ebene lassen sich eine Reihe von Gemeinsamkeiten bestimmen. Im folgenden Abschnitt sollen die wichtigsten Themen und Topoi der vier in dieser Arbeit besprochenen Texten beschrieben werden.

²⁴⁸ Vgl. Norbert Mayer: „*Meine Texte wehren sich*“. *Peter Henisch über seinen kleinen Vater, sich selbst und die erzählende Großmutter*. In: Die Presse, 26.3.2003. Beilage Feuilleton, S.1.

5.2.1. Nur ein toter Vater ist ein guter Vater: Der Tod als Erzählanlass

Sigmund Freud bezeichnete den Tod des Vaters in seiner „Traumdeutung“ als „das bedeutendste Ereignis im Leben eines Mannes.“²⁴⁹ Auch in den in dieser Arbeit besprochenen Vaterbüchern spielt der Tod des Vaters jeweils eine entscheidende Rolle, auch in den von Töchtern verfassten Büchern.

Laut Claudia Mauelshagen können in der Väterliteratur drei Kategorien des Todesmotivs unterschieden werden: Erstens, Bücher, in denen der Tod des Vaters keine oder nur eine sekundäre Rolle spielt, zweitens, Bücher, in denen das Sterben des Vaters ein zentrales oder zumindest sehr wichtiges Motiv ist und drittens, „Texte, in denen die Todesproblematik an sich eine Rolle spielt [...] und in denen der Vätertod den Töchtern und Söhnen die Präsenz des Todes überhaupt vor Augen führt [...]“²⁵⁰. In den vier in dieser Arbeit analysierten Werken spielt das väterliche Sterben jeweils eine zentrale Rolle. Erst durch sein Sterben wird eine erneute Beschäftigung mit dem Leben des Vaters ausgelöst.

Bei Peter Henisch etwa wird der herannahende Tod als Schreibanlass genommen und ist gleichzeitig Leitmotiv. Der Ich-Erzähler nimmt durch die schwere Krankheit seines Vaters wahr, dass er nicht mehr lange Gelegenheit dazu haben wird, Walter Henisch die vielen nie gestellten Fragen zu stellen, und beginnt damit, von den Gesprächen mit dem Vater Tonbandaufnahmen zu machen. Henisch ist der einzige der vier hier besprochenen Autoren, der die Arbeit an seinem Text noch zu Lebzeiten des Vaters begonnen hat: Der Autor selbst beschreibt diese Konfrontation mit dem Sterben des Vaters in der Einleitung zum Roman mit folgenden Worten: „Sein Tod war mir durch die ganzen anderthalb Jahre, während ich an diesem Buch geschrieben habe, GEGENWÄRTIG, ja bis zu einem gewissen Grade habe ich beim Schreiben dieses Buches mit seinem Tod spekuliert.“²⁵¹

Meistens ist es jedoch der Fall, dass die Bücher erst nach dem Tod des Vaters geschrieben werden. In der überwiegenden Anzahl der Vätertexte macht das

²⁴⁹ zitiert nach: Ermann (2008), S. 25.

²⁵⁰ Mauelshagen (1995), S. 125.

²⁵¹ Henisch (2003), S.5.

Ableben des Vaters eine literarische Auseinandersetzung mit seiner Vergangenheit überhaupt erst möglich, so auch bei Brigitte Schwaiger und Jutta/Julian Schutting. Erst als der Vater nicht mehr „zurückreden“ kann, können sie sich der Aufarbeitung des Geschehenen stellen. Die Hemmschwellen, den Vater auch in seinen negativen Seiten darzustellen, sinken. Beide AutorInnen greifen auf ein häufig beobachtetes Erzählmuster der Väterliteratur zurück: Sie erzählen die drei, vier Tage zwischen dem Tod des Vaters und dessen Beerdigung und nutzen diese Zeit zur Reflexion und Rekapitulation über die Beziehung zum Vater, wobei dies bei Schwaiger im Rückblick geschieht.²⁵² Schon in Peter Handkes *Wunschloses Unglück*, einem Vorläufer der so genannten Neuen Subjektivität, reiste der Erzähler nach Erhalt der Todesnachricht zu seiner Mutter, um Totenwache zu halten und das Begräbnis vorzubereiten. Diesem Schema folgt auch Jutta Schuttings *Der Vater*, genauso wie viele andere Väterbücher.²⁵³ Brigitte Schwaiger erlebt das langsame Sterben des Vaters rückblickend noch einmal mit. Bei Martin Pollack liegt der Tod des Vaters zwar schon lange Zeit zurück, die Umstände seines Ablebens bilden aber einen wichtigen Erzählstrang, dessen Ausgang ein Besuch des Erzählers am Todesort des Vaters ist.

Zumeist, so etwa bei Schutting oder Schwaiger, reagieren die Erzähler auf den Tod des Vaters nicht mit der nach dem Verlust einer geliebten Person empfundenen Trauer, sondern eher mit einer gewissen Verstörung. Diese resultiert zumeist aus der Traurigkeit über die negative Beziehung, die sie zu Lebzeiten mit dem Vater hatten: „Die Töchter und Söhne trauern um die Unwiderrufbarkeit der negativen Vatererfahrung.“²⁵⁴ So wie Schuttings Ich-Erzählerin erleben viele AutorInnen von Väterbüchern die Sinnlosigkeit der Begräbniszeremonie und der Trauerfeierlichkeiten: „Leichenschmaus. Was für ein grobes Wort. Als würde man den Toten verzehren“²⁵⁵, reflektiert Schwaiger. Die Abwesenheit von Trauer und die Ablehnung der gesellschaftlichen Zwänge der Trauerzeremonien resultieren auch aus der Ablehnung des Vaters, sind aber, wie Mauelshagen betont, auch Ausdruck eines sich ändernden gesellschaftlichen Umgangs mit dem Tod und der seit Mitte des 18. Jahrhunderts sich einstellenden Sinnentleerung der Trauerrituale.²⁵⁶

²⁵² Vgl. Vogt (1998), S. 389.

²⁵³ Vgl. Mauelshagen (1995), S. 128.

²⁵⁴ Ebd., S. 130.

²⁵⁵ Schwaiger (1980), S. 21.

²⁵⁶ Vgl. Mauelshagen (1995), S. 131.

Alois Brandstetter beobachtet in der Väterliteratur der 70er- und 80er-Jahre neben dem Vorherrschen des Todesmotivs auch eine beinahe schadenfrohe Thematisierung des körperlichen Verfalls, also der Sterblichkeit der Vaterfiguren.²⁵⁷ Die Dekadenz des Vaters ist – mit Ausnahme Martin Pollacks – auch in den in dieser Arbeit besprochenen Vaterbüchern eines der Kernmotive. Die körperlichen Verfallserscheinungen des Vaters üben auf die Söhne und Töchter eine große Faszination aus. So etwa leitet Peter Henisch fast jedes Kapitel mit Informationen über den sich verschlechternden Gesundheitszustand seines Vaters ein. Ähnliches lässt sich auch bei Brigitte Schwaiger („Den Verwesungsgeruch atme ich ein, der durch Vaters Mund aus den Eingeweiden kommt“²⁵⁸) und Julian Schutting („jetzt werden ihm gleich alle Adern und die Lunge platzen, spätestens nach dem nächsten zertrümmerten Ding fällt er mausetot um!“²⁵⁹) beobachten. Mit fasziniertem Blick beobachten die Söhne und Töchter – so ließe sich die Vorliebe für das Motiv der Dekadenz des Vaters psychoanalytisch erklären – gewissermaßen lustvoll, wie „der körperliche Verfall die Vaterautorität zerstört.“²⁶⁰

5.2.2. Die Suche nach dem Vater als Suche nach sich selbst

Mit der Verarbeitung der väterlichen Nazi-Vergangenheit geht in quasi allen Väterbüchern die literarische Abhandlung des Generationskonflikts, also die eigene Abnabelung von der Vätergeneration einher. Es geht in den Vaterbüchern also auch um eine generelle Patriarchatskritik und vor allem um die Zerstörung der eigenen inneren Abhängigkeit von der Vaterwelt.

Erst der Abnabelungsprozess vom Vater ermöglicht in einer Vielzahl der Bücher die Suche nach der eigenen Identität, die scheinbar nur in Annäherung und Abgrenzung zum Vater erfolgen kann. Das Schreiben über den Vater geht also einher mit dem Schreiben über sich selbst. Sehr augenscheinlich ist dieser Prozess bei Brigitte Schwaiger, die laut eigenen Aussagen durch das Schreiben von *Lange Abwesenheit*

²⁵⁷ Vgl. Brandstetter (1987), S. 194-195.

²⁵⁸ Schwaiger (1980), S. 107.

²⁵⁹ Schutting (1980), S. 91-92.

²⁶⁰ Brandstetter (1987), S. 195.

die „Magie des Vaters“²⁶¹ gebannt hat. Erst durch die Artikulation dessen, was sowohl im privaten als auch im öffentlichen Raum passiert ist, kann sich die Autorin von der alles überschattenden Autorität des Vaters lösen. Für Schwaiger hatte das Schreiben des Buches eine „psychische Klärfunktion [...], einen therapeutischen Effekt“.²⁶² Diese literarische Aufarbeitung des Generationskonfliktes „im Spannungsfeld von Abgrenzung vom und Annäherung an den Vater“²⁶³ ist in allen Väterbüchern zu beobachten, wobei die Tendenz in manchen Büchern (zum Beispiel bei Peter Henisch) eher in Richtung Annäherung und Vatersuche geht, während in anderen (zum Beispiel bei Schwaiger und Schutting) eine totale Negierung und Ablehnung der väterlichen Figur vorherrscht. Wenige (z.B. Pollack) stehen dem Leben des Vaters relativ neutral gegenüber.

Trotz aller gnadenloser Kritik an den väterlichen Figuren, sind die Väterbücher nur auf einer oberflächlichen Ebene als reine Abrechnungen oder Verurteilungen zu lesen. Wie im Kapitel über Julian Schutting bereits angesprochen, geht es auf einer darunter liegenden Ebene viel mehr um die Anknüpfung an den Vater und das Verlangen nach der väterlichen Identität. In diesem Zusammenhang sei noch einmal die These Freuds angeführt, wonach jeder Junge einen Ödipuskomplex durchlaufen müsse, um nach Überwindung des Vaters endlich zu einer reifen Persönlichkeit – also zur eigenen Identität – zu gelangen.²⁶⁴

Um die eigene Identität zu erfassen, kommen die Söhne und Töchter um die Kenntnis der väterlichen Identität nicht herum. Paradebeispiel dafür ist wohl Peter Henisch, der die Geschichte seines Vaters ganz offenkundig auch dazu schrieb, um herauszufinden, wer er selbst eigentlich war: „[...] später habe ich ihm gestanden, daß ich wissen möchte, wer ER ist, um mir darüber klar zu werden, wer ICH bin.“²⁶⁵ An einer anderen Stelle heißt es: „Lieber Papa, schrieb ich, ich bin mir nicht ganz im klaren darüber, warum mich Deine Lebensgeschichte plötzlich interessiert, aber mir ist, als wäre ich auf eine Spur geraten, der ich folgen will, obwohl ich noch nicht weiß, wohin sie führt. Hinter einem anderen her begegnet man sich selbst [...]“²⁶⁶

²⁶¹ Koch-Klenske (1984), S. 158.

²⁶² Ebd., S. 157.

²⁶³ Mauelshagen (1995), S. 82.

²⁶⁴ Vgl. Ermann (2008), S. 25-27.

²⁶⁵ Henisch (2003), S. 11.

²⁶⁶ Ebd., S. 21.

Der Prozess des Aufspürens der eigenen Identität erfolgt bei allen in dieser Arbeit besprochenen AutorInnen im Wechselspiel zwischen Annäherung an und Abgrenzung vom Vater. Wie in den vorangegangenen Kapiteln bereits deutlich geworden ist, suchen die Ich-ErzählerInnen Ähnlichkeiten und Gemeinsamkeiten mit dem Vater, seien sie nun äußerlicher oder charakterlicher Natur. Peter Henisch etwa bemerkt, dass er seinem Vater mit der Zeit optisch immer näher kommt. Sein Vater sei in seinen frühesten Erinnerungen „zehnmal so alt“ gewesen wie er selbst, jetzt sei er „nur mehr doppelt so alt“ und wenn der Vater eines Tages sterben würde, könne er ihn „überholen“.²⁶⁷ Die äußerlichen Ähnlichkeiten sind für den Ich-Erzähler nicht mehr zu leugnen: „Tatsächlich, es ist nicht zu ändern, wir sehen uns ähnlich.“²⁶⁸

Auch Julian Schutting stellt sich die Frage, was er mit seinem Vater gemeinsam gehabt habe und stellt beim Durchschauen von Fotos fest: „mit Vierzehn sieht er aus wie ich mit ungefähr Zwanzig“²⁶⁹. Weiters vergleicht die Erzählerin seinen Drang zu Jagen mit ihrem Drang zu schreiben, genauso wie Henisch sein Künstlertum in der Schriftstellerei mit seines Vaters photographischer Begabung vergleicht: Genauso wie sein Vater mache er alles, was rings um ihn herum existiert, zum Motiv, erkennt der Ich-Erzähler. Und selbst Pollack, der seinen Vater ja nie gekannt hat, sucht Gemeinsamkeiten mit der väterlichen Figur und wollte als Kind so „furchtlos sein wie der Vater.“²⁷⁰ Brigitte Schwaiger identifiziert sich vor allem mit ihren vom Vater übernommenen antisemitischen Gedanken mit dem Vater: „Was haben Deine Gedanken in meinem Kopf verloren?“²⁷¹

Und trotzdem ist auch die bewusste Abgrenzung vom Vater Teil der Suche nach sich selbst. Henischs Erzähler sagt dies an mehreren Stellen mehr als deutlich:

Lieber Papa, schrieb ich, nein, ich will nicht so werden, wie Du geworden bist. Ich will nicht so sein, wie Du warst, obwohl ich Dich begreife. Hinter einem anderen her begegnet man sich selbst – mag sein, aber hoffentlich nicht nur im Sinn einer unausweichlichen Identität. Ich will

²⁶⁷ Henisch (2003), S. 22-23.

²⁶⁸ Ebd., S. 22.

²⁶⁹ Schutting (19809), S. 68.

²⁷⁰ Pollack (2004), S. 121.

²⁷¹ Schwaiger (1980), S. 55.

*aus deiner Spur ausscheren, verstehst Du, was Du mir vorgelebt hast, mag ich nicht nachleben.*²⁷²

Doch auch die Abgrenzung vom Vater kann scheinbar nur über die Identifizierung mit ihm geschehen. Erst wer die viel kritisierten väterlichen Eigenschaften in sich selbst aufspürt, kann die Abhängigkeit vom Vater scheinbar überwinden, erst durch die Identifikation mit dem Vater kann paradoxerweise die Befreiung von ihm erfolgen.

*Lieber Papa, schrieb ich, ich frage mich, ob ich Deine Geschichte nicht dazu benutze, mich von mir selbst abzusetzen. Nicht total von mir selbst vielleicht, aber zweifellos von einem ganz wichtigen Teil meines Charakters. Indem ich diesen Teil meines Charakters in Deinem Charakter wieder finde, kann ich so tun, als hätte ich ihn verloren. Indem ich diesen Teil meines Charakters in Deinem Charakter dingfest mache, kann ich so tun, als wäre ich ihn los.*²⁷³

*Ich muß mich, glaube ich, aus deiner Geschichte heraus schreiben, mich deiner Geschichte gegenüber emanzipieren, um die meine zu finden.*²⁷⁴

Das Erkennen und die Zurückweisung der väterlichen Rolle dienen vor allem in den von Autorinnen verfassten Vätertexten der Abgrenzung von einer ganzen (Eltern-) Generation. Gerhard Zeillinger meint, erst mit dem Tod des Vaters und der Übernahme der väterlichen Identität, könne der Identifikationsprozess und Abnabelungsprozess der Söhne und Töchter vollständig abgeschlossen werden: „Am Beginn des Identifikationsprozesses steht das Suchen nach Gemeinsamkeiten mit dem Vater, am Ende, nach erfolgter Annäherung, steht eine Besitzergreifung, die Einnahme der Vaterstelle, die Übernahme der väterlichen Identität.“²⁷⁵

Auch für diese These finden sich in den hier betrachteten Werken genügend Belegbeispiele. So etwa bekommt Peter Henisch kurz nach dem Tod seines Vaters sein erstes Kind und nimmt somit die Stelle der Vaterfigur selbst ein, er tritt gewissermaßen sein Erbe an. Brigitte Schwaiger scheint sich ebenfalls bewusst zu

²⁷² Henisch (2003), S. 151-152.

²⁷³ Ebd., S. 106.

²⁷⁴ Ebd., S. 153.

²⁷⁵ Zeillinger (1992), S. 10.

sein, was das Sterben des Vaters für ihre eigene Ich-Werdung und Identitätsfindung bedeutet: „danke Vater, daß du gestorben bist [...] danke, Vater. Danke, danke.“²⁷⁶

Metaphorisch kommt diese Einnahme des väterlichen Platzes bei Schwaiger und Schutting in verblüffend ähnlicher Form vor: Schutting trinkt nach dem Tod des Vaters von dessen Wein, raucht „seine Zigarren und [isst] dazu die Rinden, die er von seinen Broten weggeschnitten hat, [...]“²⁷⁷. Analog dazu verleibt sich Schwaiger „den Bierrest aus [s]einem Glas“²⁷⁸ ein.

Bezeichnend ist, dass die Söhne und Töchter großen Wert auf die Verifizierung des Vaterstodes zu legen scheinen. So vermerkt Schutting nach langer Ungläubigkeit schließlich den Tod des Vaters nachträglich in ihrem Kalender, wodurch er endgültig beglaubigt ist. Peter Henisch spricht es ganz direkt an: „Registriert man den Tod eines anderen, so ist man am Leben... Aber vielleicht empfindet ein Mörder ganz ähnlich.“²⁷⁹ Zeillinger erklärt dieses psychologische Phänomen des „Vatermordes“ so: „Die Söhne und Töchter müssen so empfinden, wollen sie sich in ihrer endgültigen Identität begreifen, sie müssen früher oder später zum Vatermörder werden. Werden sie es nicht, ja sie laufen dann sogar Gefahr, vom Vater lebensunfähig gemacht zu werden wie Kafkas Helden.“²⁸⁰

Der Sterbeprozess des Vaters, der ja wie weiter oben bereits besprochen, in den Väterbüchern eine fundamentale Rolle spielt, ist also gewissermaßen notwendig, damit die Söhne und Töchter, indem sie das Erbe seiner Identität antreten, ihren Identifizierungsprozess, der mit der Annäherung und Abgrenzung vom Vater begann, abschließen können.

²⁷⁶ Schwaiger (1980), S. 113.

²⁷⁷ Schutting (1980), S. 21.

²⁷⁸ Schwaiger (1980), S. 11.

²⁷⁹ Henisch (2003), S. 104.

²⁸⁰ Zeillinger (1992), S. 12.

5.2.3. Die Unfähigkeit zu trauern

Nach Ende des Zweiten Weltkrieges und im Zuge des Wiederaufbaus stellte sich, wie Alexander und Margarete Mitscherlich beschrieben haben, in Reaktion auf die einsetzenden Verlust-, Schuld- und Schamgefühle in der Nachkriegsgesellschaft eine reflexartige Verdrängung, Verharmlosung und Mystifikation der unbegreiflichen Vergangenheit ein:

[...] das Kollektiv all derer, die einen ‚idealen Führer‘ verloren hatten, den Repräsentanten eines gemeinsam geteilten Ich-Ideals, konnte der eigenen Entwertung dadurch entgehen, daß es alle affektiven Brücken zur unmittelbar hinter ihnen liegenden Vergangenheit abbrach. [...] Mit dieser Abwendung der inneren Anteilnahme für das eigene Verhalten im Dritten Reich wurde ein in ungezählten Fällen kaum zu bewältigender Verlust des Selbstwertes und damit der Ausbruch einer Melancholie vermieden.²⁸¹

Spuren dieses kollektiven Verdrängungsmechanismus finden sich auch in der Väterliteratur wieder, und zwar sowohl bei den Vätern als auch bei den Söhnen und Töchtern. Im Vergleich der vier in dieser Arbeit besprochenen Väterbücher ergeben sich in der Darstellung und Thematisierung der von den Nazis verübten Gewalttaten und der (Mit-)Täterschaft der Väter sehr unterschiedliche Zugänge. Während etwa Martin Pollack Fakten recherchiert und genaue Zahlen der seinem Vater zum Opfer gefallenen Menschen vorbringt, kommt der Komplex Massenvernichtung in den anderen drei Texten eher in einer sehr subtilen Art zur Sprache. „Jüdische Figuren, historische Stationen der Verfolgung, Gewalttaten unter dem Deckmantel des Krieges, schließlich der Komplex „Auschwitz“ erscheinen sehr wohl, aber durchwegs *marginalisiert*²⁸², stellte Jochen Vogt fest.

Die Trauer um die Mitmenschen, die durch die Nazi-Maschinerie getötet wurden, lässt sich, so wie auch gesamtgesellschaftlich auch in der Literatur vermissen. Als Beispiel für die These kann etwa Schwaigers im entsprechenden Kapitel eingehend thematisierter, ziemlich lapidar erzählter Traum von einer Leiche aus Auschwitz gelten, sowie auch die Schuldgefühle gegenüber ihrem jüdischen Geliebten und sein Auftreten als „Rächerspinne“. Bei Julian Schutting wird das Thema, wie weiter oben bereits angesprochen, überhaupt ausgespart. Peter Henisch fragt seinen Vater zwar

²⁸¹ Mitscherlich (1967), S. 38.

²⁸² Vogt (1998), S. 395.

danach, belässt es aber dabei, als ihm dieser zur Antwort gibt, dass man von den Konzentrationslagern eben „nichts zu wissen gehabt“ habe.

Es ist davon auszugehen, dass die Marginalisierung des Judenpogroms in manchen in den 80er-Jahren erschienenen Vätertexten auch mit dem Erscheinungsdatum zu tun hat. Die weit verbreitete Verdrängung der Geschehnisse während des „Dritten Reiches“, ob nun in gesellschaftlicher oder literarischer Hinsicht, hat zumindest bis in die 90er-Jahre hinein angehalten. Laut Mitscherlich konnte man der drohenden Selbstentwertung – bedingt durch den Verlust des kollektiven Ich-Ideals durch den Tod des „Führers“, der absoluten Niederlage des Dritten Reiches und der Scham über die Massenvernichtung – nur durch einen kollektiven Verdrängungsmechanismus entgehen. Damit einher ging natürlich die Auffassung, der „Führer“ allein sei an allem Schuld gewesen und habe das Volk getäuscht, die Diktatur sei gleichsam wie ein Naturereignis über die Deutschen und Österreicher hereingebrochen:

Die große Majorität der Deutschen [und Österreicher, Anm.] erlebt heute die Periode der nationalsozialistischen Herrschaft retrospektiv wie die Dazwischenkunft einer Infektionskrankheit in Kinderjahren, wenn auch die Regression, die man unter der Obhut des „Führers“ kollektiv vollzogen hatte, zunächst lustvoll war – es war herrlich, ein Volk der Auserwählten zu sein.[...] ²⁸³

Um sich selbst die Vergangenheit erträglicher zu machen, stellten sich die Väter im Nachhinein als Geblendete und Verführte dar, so wie Schwaigers Vater:

Dieser Verbrecher! So oft sagte er es, daß ich den Verdacht hatte, es müsse etwas ganz besonderes geben, was mein Vater diesem Hitler vorzuwerfen hatte, etwas Entsetzliches, das auch Vater betraf, nämlich, daß Hitler es fertiggebracht hatte, ihn, den gutgläubigen Studenten, in etwas verstrickt zu haben, wovon er erst zu spät erfuhr. ²⁸⁴

Auch Peter Henisch illustriert die Verdrängungsmechanismen seines Vaters, obwohl er sie weitgehend unkommentiert lässt, auf anschauliche Art und Weise. Die Nazivergangenheit wurde derealisiert und verdrängt, unangenehme Tatsachen

²⁸³ Mitscherlich (1967), S. 25.

²⁸⁴ Schwaiger (1980), S. 33.

werden einfach aus der Erinnerung gestrichen, nur die „passenden Bruchstücke der Vergangenheit“²⁸⁵ wurden zur Erinnerung zugelassen:

*„Ich habe den Krieg – muß mein Vater dort ungefähr sagen – in erster Linie vom FOTOGRAFISCHEN STANDPUNKT betrachtet. Vom fotografischen Standpunkt nämlich ist ja der Krieg eine hochinteressante Sache.“*²⁸⁶

*Den Zeigefinger am Auslöser, sagt mein Vater. Die mit dem Finger am Abzug, das waren andere. Die Ereignisse sind ohnehin passiert.“*²⁸⁷

Wenn in den Vätertexten Episoden aus dem Krieg zur Sprache kommen, dann – wie etwa bei Henisch oder Schutting – meist in jener anekdotischen Form, in der sie die „Nachkriegsväter“ auch an ihre Nachkommen weitergegeben haben dürften: So etwa will Henisch den Krieg immer nur aus der Sicht des Fotografen gesehen haben, der stets nur den optimalen Zeitpunkt für das perfekte Bild abgepasst hat. Für Hans Schutting hingegen war sein Dienst an der Front nichts anderes als ein etwas längerer Jagdausflug, von dem er gerne abenteuerliche Episoden zum Besten gibt.

„Aber von den alltäglichen, politischen, militärischen Situationen, in denen sie selbst zu Zeugen oder gar Mittätern (einer Deportation, eines Judenpogroms, einer Exekution während des Polen- oder des Rußland-Feldzuges usw.) geworden waren, erfuhren die Kinder zumeist nichts.“²⁸⁸ Insofern müssen sich die AutorInnen der Väterbücher der 70er- und 80er-Jahre bis zu einem gewissen Maße den Vorwurf gefallen lassen, das Schweigen und Verdrängen der Vätergeneration gewissermaßen mitgetragen beziehungsweise übernommen zu haben und, denn „zum Verschweigen gehören zwei: der eine, der schweigt, und der andere, der nicht gefragt oder sich mit unzureichenden Antworten begnügt hat.“²⁸⁹

Etwas abseits der anderen drei in dieser Arbeit besprochenen Texte bewegt sich hingegen Martin Pollacks, auch deutlich später erschienene, *Der Tote im Bunker*.

²⁸⁵ Mitscherlich (1967), S.26.

²⁸⁶ Henisch (2003), S. 20.

²⁸⁷ Ebd., S. 70.

²⁸⁸ Michael Schneider: *Väter und Söhne, posthum. Über die Väter-Literatur der siebziger Jahre*. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): *Bestandsaufnahme Gegenwartsliteratur*. München: Edition text + kritik, 1988. S. 140.

²⁸⁹ Ebd., S. 140.

Wie bereits weiter oben dargestellt, setzt sich der Autor und Historiker sehr wohl genauestens mit den Nazi-Gräueltaten seines Vaters auseinander, recherchiert Daten, Fakten und Opferzahlen. Die Aufarbeitung dieser politischen Täterschaft des Vaters steht weit über der Verarbeitung des persönlichen Vater-Sohn-Konfliktes. Auch reflektiert Pollack an mehreren Stellen über den Opfer-Mythos, der ihm vor allem seitens der Großeltern immer wieder aufgetischt wurde, und den fragwürdigen Umgang der Tätergeneration mit der eigenen Schuld:

Das weiß ich nicht. Das habe ich nicht gesehen. Davon habe ich nichts gehört. Davon habe ich nichts bemerkt. Da war ich nicht dabei. Solche und ähnliche Phrasen tauchen in den zwanzig Jahren nach dem Krieg aufgenommenen Zeugenaussagen immer wieder auf. Eine kollektive Amnesie. Blindheit. Taubheit. Wir haben nichts gewußt.²⁹⁰

Die viel eindeutigeren Thematisierung der Verdrängung der Schuldfrage ist meiner Auffassung nach auch zu einem gewissen Teil in dem späteren Erscheinungsdatum von Pollacks Text begründet. Hatte die 68er-Bewegung erste Tendenzen in Richtung Aufarbeitung der Rolle Österreichs in der Nazi-Diktatur gebracht, so setzte erst Ende der 80er-Jahre und Anfang der 90er-Jahre eine längst fällige breite gesellschaftliche Aufarbeitung der österreichischen NS-Vergangenheit ein. Als Auslöser dafür gelten die „Waldheim-Affäre“, also die Diskussion um die SA-Vergangenheit des Präsidentschaftskandidaten Kurt Waldheim, und das erstmalige Bekenntnis eines österreichischen Bundeskanzlers (Franz Vranitzky, SPÖ) zur Mitschuld Österreichs an den NS-Verbrechen im Jahre 1991. Verdrängungsmechanismen, die bis dahin in Österreich zum guten Ton gehört hatten, waren infolge dieser Ereignisse laut dem Politikwissenschaftler Peter Filzmaier endgültig „nicht mehr salonfähig“.²⁹¹ Dies dürfte sich auch in der Literatur über Nazi-Täter niedergeschlagen haben.

²⁹⁰ Pollack (2004), S. 203.

²⁹¹ Vgl: o.A: Die Waldheim-Affäre und ihre Folgen. <http://wien.orf.at/stories/200075/>. (Abgerufen am 7.7.2009).

5.2.4. Der Schulddiskurs: Zwischen Verurteilen, Verteidigen und Verzeihen

„Du musst ihn verurteilen sonst verteidigst du ihn“ – Der Titel dieser Arbeit stammt aus Peter Henischs Vätertext und bringt den Zwiespalt der Söhne und Töchter im Umgang mit der Schuldfrage auf den Punkt. Indem sie ihre Väter auf die Probe stellen und ihre monströse Vergangenheit ans Licht bringen, werden die Söhne und Töchter der Väterliteratur regelrecht zu Richtern über ihre Väter.²⁹²

Die in dieser Arbeit besprochenen Väterbücher unterscheiden sich deutlich hinsichtlich des Umganges mit dem Verhalten der Väter im deutschen Faschismus. Eine schlichte Einteilung in versöhnliche und unversöhnliche Bücher wäre zu einfach gedacht und wird auch der Komplexität der Frage nicht gerecht. Grundsätzlich lassen sich die hier behandelten Bücher zumindest in zwei Kategorien einteilen: Erstens, in jene, in denen die politische Dimension des väterlichen Fehlverhaltens im Vordergrund steht (politische Väterbücher). Zweitens, in jene, in denen der Vater in erster Linie in seinem Verhalten der Familie gegenüber dargestellt wird (private Väterbücher). Auffällig ist für mich, dass gerade jene Werke, die den Vater vorwiegend als Privatperson behandeln, eher der „unversöhnlicheren“ Kategorie zuzuordnen sind.

Kaum oder höchstens peripher thematisiert wird die Frage der Schuld des Vaters als NS-Täter in den Werken Schwaigers und Schuttings, die aufgrund ihrer Dominanz der privaten Vater-Kind-Problematik eher den privaten Väterbüchern angehören. Für beide Texte gilt, dass die Schuld des Vaters an der eigenen Psyche verurteilt wird. Eine eindeutige Thematisierung des Verhaltens der Väter in der NS-Zeit bleibt in beiden Werken allerdings weitgehend aus. Schwaiger kommt zwar auf die antisemitische Einstellung ihres Vaters zu sprechen und thematisiert, wie sie unter „den Gedanken des Vaters“ zu leiden habe, über seine genaue Rolle als Hauptmann im Krieg ist hingegen nichts zu erfahren. Schutting beschränkt sich auf die Aussage, ihr Vater sei kein Nazi gewesen.

Henischs und Pollacks Texte sind in all ihrer Unterschiedlichkeit hingegen ohne Zweifel der ersten Kategorie, also den politischen Väterbüchern, zuzuordnen. Beide

²⁹² Vgl. Schneider (1988), S. 142.

Texte setzen sich mit dem Handeln des Vaters in der NS-Zeit auseinander, wobei die Privatperson des Vaters bei Pollack noch stärker in den Hintergrund rückt als bei Henisch. Gnadenlose Abrechnungen mit der väterlichen Figur sind beide nicht.

Im Nachspüren der Biographie seines Vaters und dem damit einhergehenden Verständnisprozesses erkennt Henischs Ich-Erzähler schnell, dass sein persönlicher Umgang mit der Schuldfrage nur irgendwo zwischen der Verurteilung und der Vergebung angesiedelt sein kann, dass es eben kein Entweder – Oder für ihn geben kann. Dass er die Mit-Täterschaft seines Vaters in der NS-Zeit verurteilt, steht außer Frage, trotzdem nimmt Henisch keine gnadenlose Verurteilung vor. Vielmehr versucht der die Gründe, die zum Verhalten seines Vaters geführt haben zu verstehen. Auf diese Weise gibt er – ohne jede Verharmlosung – unmittelbare Einblicke in die Biographie eines typischen Mitläufers, die wohl stellvertretend für viele andere stehen kann.

Einer Verurteilung entzieht sich auch Martin Pollack, der sich als Autor nicht in der Rolle sieht, „irgendjemand zu verurteilen oder zu verteidigen.“²⁹³ Das Urteil über das Erzählte könne sich jeder Leser selbst bilden: „Ich erzähl einfach die Geschichte so wie ich sie erzählen kann, möglichst wahrheitsgetreu, möglichst eng an den Fakten entlang.“²⁹⁴ In einem distanzierteren, kühlen Ton rekapituliert Pollack also die monströse Geschichte seines Vaters, ohne jemals in Anklage auszubrechen. So wie Henisch hält auch Pollack die Frage „[...] wie hätte denn ich in dieser Situation gehandelt?“²⁹⁵ von einer bedingungslosen Verurteilung ab.

²⁹³ Interview mit Martin Pollack im Anhang der vorliegenden Arbeit. S. 106

²⁹⁴ Ebd., S. 106.

²⁹⁵ Ebd., S. 106.

6. Zusammenfassung/Resümee

In der vorliegenden Arbeit wurden vier Texte zeitgenössischer, österreichischer AutorInnen analysiert, die hinsichtlich ihres primären Erzählgegenstandes eine große Übereinstimmung aufweisen: Sie alle handeln von der Figur des eigenen Vaters.

In den späten 70er- beziehungsweise den frühen 80er-Jahren kam es in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur im Rahmen der Strömung der „Neuen Subjektivität“ zu einem Boom an autobiographisch geprägten literarischen Abrechnungen mit dem Vater. Die Thematisierung des Vater-Sohn-Konfliktes war literaturgeschichtlich betrachtet keine Neuigkeit, nun wurde der Generationskonflikt aber um einen wesentlichen Aspekt erweitert: um die NS-Vergangenheit der Väter. Außerdem fand im Zuge der so genannten „Neuen Frauenliteratur“ erstmals auch der Vater-Tochter-Konflikt Einzug in die Literatur.

Auf welche unterschiedliche Weise sich die vier österreichischen AutorInnen Peter Henisch, Brigitte Schwaiger, Julian Schutting und Martin Pollack mit der Vergangenheit ihrer Väter auseinandersetzten, war Gegenstand der Analyse des Hauptteils dieser Arbeit. Anhand eines vorgefertigten Analyseleitfadens wurden die Texte auf ihre Erzählweise und auf die unterschiedliche Darstellung des Vaters während des Faschismus und im privaten Umkreis der Familie untersucht. Bei den vier besprochenen Werken handelt es sich um eine exemplarische Auswahl der meistrezensierten österreichischen Vätertexte von „Täter-Kindern“ von 1975 bis zur Gegenwart, die vorliegende Diplomarbeit ist demnach nicht als Gesamtdarstellung gedacht.

Im Vergleich wurden sowohl formale und inhaltliche Kontinuitäten als auch Unterschiede sichtbar. Die vier in dieser Arbeit analysierten Texte konnten in „politische“ und „private“ Vätertexte unterteilt werden. Die Werke von Peter Henisch und Martin Pollack setzen sich in erster Linie mit dem Vater als Nazi-Täter auseinander, während in den Werken Schuttings und Schwaigers die private Seite des Vaters, also dessen Verhalten in der Familie im Vordergrund steht und die Rolle des Vaters in der NS-Zeit nur auf subtile Weise zur Sprache kommt. Dementsprechend ergeben sich auch Unterschiede in der inhaltlichen

Akzentuierung. Zusammenfassend lassen sich aus den vier Texten in der Auseinandersetzung mit dem eigenen Vater folgende formale und inhaltliche Kontinuitäten feststellen:

1. **Erzählstil:** Da es sich bei allen in dieser Arbeit besprochenen Vätertexten um autobiographisch geprägte Literatur handelt, ergeben sich hinsichtlich des Erzählstils große Gemeinsamkeiten. Alle vier Texte weisen eine große Affinität zur Authentizität und Nicht-Fiktionalität auf, wobei das Erzähler-Ich in allen vier Fällen mit dem AuorInnen-Ich in großer Übereinstimmung zu sehen ist. Was die Erzählform betrifft, wird in den Vätertexten die naheliegende Ich-Form bevorzugt. Hinsichtlich der Erzählzeit lässt sich feststellen, dass die Gegenwarts- und die Vergangenheitsebene in allen vier Texten verschränkt werden. Zumeist wird die Rekapitulation der Lebensgeschichte des Vaters durch Reflexionen, Assoziationen und oft auch Träume des Ich-Erzählers oder der Ich-Erzählerin im Präsens unterbrochen. Weitere gemeinsame Strukturelemente sind das imaginäre oder erinnerte Gespräch mit dem Vater und die Einflechtung von authentischen Dokumenten.
2. **Muster und Motive:** Auch auf motivischer Ebene lassen sich auffällige Gemeinsamkeiten zwischen den vier besprochenen Texten bestimmen. Immer wiederkehrende Themen und Topoi sind:
 - Das Todesmotiv: In allen vier besprochenen Werken spielt der Tod des Vaters eine zentrale Rolle. Das herannahende (Henisch) oder bereits vergangene Sterben des Vaters (Schwaiger, Schutting, Pollack) ist zumeist Anlass des Erzählens und bietet auch den Erzählrahmen. Durch den Tod wird eine erneute Beschäftigung mit dem Vater ausgelöst, oft wird sie dadurch überhaupt erst ermöglicht.
 - Die Suche nach der eigenen Identität: Bestandteil aller vier besprochenen Werke ist neben der Rekapitulation der väterlichen Biographie auch die Suche nach sich selbst. Im Wechselspiel zwischen Abgrenzung und Annäherung zum Vater suchen die Ich-ErzählerInnen nach der eigenen Identität und

versuchen, die eigene innere Abhängigkeit von der Vaterwelt zu durchbrechen.

- Der schwierige Umgang mit der Schuldfrage: Hinsichtlich des Umgangs mit dem Verhalten des eigenen Vaters im deutschen Faschismus finden sich in den in dieser Arbeit analysierten Texten sehr unterschiedliche Ansätze. Als Gemeinsamkeit darf gelten, dass keiner der vier AutorInnen eine unreflektierte Verurteilung des väterlichen Verhaltens vorgenommen hat. Vor allem jene Texte, in denen das politische Verhalten des Vaters im Vordergrund steht (Henisch, Pollack), sind nicht als gnadenlose Anklagen zu verstehen. Vielmehr wird versucht, die Wurzeln des deutschen Faschismus und die Gründe der Anfälligkeit der Väter dafür zu illustrieren. Es wurde auch darauf hingewiesen, dass sich vor allem in der Vaterliteratur der 70er- und 80er-Jahre Spuren der nach Ende des Zweiten Weltkriegs praktizierten kollektiven Verdrängungsmechanismen finden – sei es in der Darstellung der Rechtfertigungs- und Verdrängungstendenzen der Täter-Generation (in verschiedensten Ausprägungen bei Henisch, Pollack, teilweise Schwaiger) oder durch die Fortführung des Schweigens, wie wir sie etwa bei Schutting beobachtet haben. Der Vergleich der Texte ergab, dass Schuttings und Schwaigers Werke eher den privaten Horizont des väterlichen Fehlverhaltens umfassen und somit die Frage der Mitschuld an den NS-Verbrechen in diesen beiden Fällen marginalisiert in Erscheinung tritt – Gänzlich ausgespart kann sie allerdings auch hier nicht werden.

Eine weitere Forschungsaufgabe, die sich aus der vorliegenden Arbeit ergibt, könnte der Vergleich von Literatur von „Täter-Kindern“ mit jener von „Opfer-Kindern“ sein. Dabei wäre zu analysieren, inwieweit sich die Auseinandersetzung mit den Vätern zwischen Täter- und Opferkindern der zweiten Generation unterscheiden lassen und ob sich - etwa im Motiv der Identitätssuche - auch Konstanten ausmachen können.

7. Bibliographie

7.1. Primärliteratur

Henisch, Peter: *Die kleine Figur meines Vaters*. Salzburg, Wien, Frankfurt: Residenz, 2003³.

Henisch, Peter: *Eine sehr kleine Frau*. Wien: Deuticke, 2007.

Pollack, Martin: *Der Tote im Bunker. Bericht über meinen Vater*. München: dtv, 2004.

Pollack, Martin: *Warum wurden die Stanislaws erschossen? Reportagen*. Wien: Zsolnay, 2008.

Schutting, Jutta: *Der Vater*. Salzburg, Wien: Residenz, 1980.

Schutting, Jutta: *Der Wasserbüffel. Geschichten aus der Provinz*. Salzburg, Wien: Residenz, 1981.

Schwaiger, Brigitte: *Lange Abwesenheit*. Wien, Hamburg: Zsolnay, 1980.

Schwaiger, Brigitte: *Fallen lassen*. Wien: Czernin, 2006.

7.2. Sekundärliteratur

7.2.1. Selbstständig erschienene Werke

Aigner, Josef Christian: *Der ferne Vater. Zur Psychoanalyse von Vatererfahrung, männlicher Entwicklung und negativem Ödipuskomplex*. Gießen: Psychosozial-Verlag, 2001.

Augustin, Elisabeth: *Geschichtsverhandlungen. Der Schuldiskurs als Interdiskurs und Stimmenvielfalt bei Peter Henisch*. Wien, 2006. (Dipl.-Arbeit).

Becker, Sabina: *Literatur- und Kulturwissenschaft. Ihre Methoden und Theorien*. Reinbek bei Hamburg: Rowohlt, 2007.

Ermann, Michael: *Freud und die Psychoanalyse. Entdeckungen, Entwicklungen, Perspektiven*. Stuttgart: Kohlhammer, 2008.

Ermert, Karl und Brigitte Striegnitz (Hg.): *Deutsche Väter. Über das Vaterbild in der deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Rehburg-Loccum: Evangelische Akademie Loccum, 1981. (Loccumer Protokolle 6/1981).

Feigl, Susanne und Elisabeth Pablé (Hg.): *Väter unser. Reflexionen von Töchtern und Söhnen*. Wien: Österreichische Staatsdruckerei, 1988.

Gehrke, Ralph: *Literarische Spurensuche. Elternbilder im Schatten der NS-Vergangenheit*. Opladen: Westdeutscher Verlag, 1992.

Grünzweig, Walter und Gerhard Fuchs (Hg.): *Peter Henisch*. Graz, Wien: Droschl, 2003.

Haubl, Rolf, Eva Koch-Klenske und Hans-Jürgen Linke (Hg.): *Die Sprache des Vaters im Körper der Mutter. Literarischer Sinn und Schreibprozeß*. Gießen: Anabas, 1984.

Kinast, Karin: *Jutta Schutting. Autobiographische Elemente in ihrem erzählerischen Werk*. Wien, 1984. (Diplomarbeit).

Marmsoler, Stephan: „Auf der Suche nach den verlorenen Vätern“. *Die Darstellung der Vaterfiguren in Peter Härtlings Roman „Nachgetragene Liebe“ Peter Henischs Roman „Die kleine Figur meines Vaters“ und Julian Schuttings Erzählung „Der Vater“*. Innsbruck, 2001. (Diplomarbeit).

Martin, Elaine (Hg.): *Gender, patriarchy and fascism in the Third Reich. The response of women writers*. Detroit: Wayne State University Press, 1993.

Mauelshagen, Claudia: *Der Schatten des Vaters. Deutschsprachige Väterliteratur der siebziger und achtziger Jahre*. Frankfurt am Main: Peter Lang, 1995. (Marburger germanistische Studien; Band 16).

Mitscherlich, Alexander und Margarete: *Die Unfähigkeit zu trauern. Grundlagen kollektiven Verhaltens*. München: Piper, 1967.

Schmölzer, Hilde: *Frau sein & schreiben. Österreichische Schriftstellerinnen definieren sich selbst*. Wien: Österreichischer Bundesverlag, 1982.

Schobel, Eva: *Peter Henisch. Eine Monographie*. Wien: VWGÖ, 1988.

Schuh, Franz (Hg.): *Figurenwerfen. Der Peter-Henisch-Reader*. Salzburg, Wien, Frankfurt: Residenz Verlag, 2003.

Sichrovsky, Peter: *Schuldig geboren. Kinder aus Nazifamilien*. Köln: Kiepenheuer & Witsch, 1987.

Spooren, Dagmar: *Unbequeme Töchter, entthronte Patriarchen. Deutschsprachige Bücher über Väter von Autorinnen*. Wiesbaden: Deutscher Universitäts-Verlag, 2001.

Stangel, Johann: *Das annullierte Individuum. Sozialisationskritik als Gesellschaftsanalyse in der aktuellen Frauenliteratur. Zu Texten von Frischmuth, Jelinek, Mitgutsch, Schutting, Schwaiger u.a.* Frankfurt/Main, Bern, New York, Paris: Lang, 1988. (Europäische Hochschulschriften: Reihe 1, Deutsche Sprache und Literatur; Bd. 1091).

Wagner-Egelhaaf, Martina: *Autobiographie*. Stuttgart, Weimar: Metzler, 2005². (Sammlung Metzler, Bd. 323).

Zeillinger, Gerhard: *Kindheit und Schreiben. Zur Biographie und Poetik des Schriftstellers Julian Schutting*. Stuttgart: Hans-Dieter Heinz, 1995. (Stuttgarter Arbeiten zur Germanistik).

7.2.2. Unselbstständig erschienene Texte:

Bagley, Petra M.: *The death of a father. The start of a story. Bereavement in Elisabeth Plessen, Brigitte Schwaiger and Jutta Schutting.* In: *New German Studies.* 1990/91. H. 1. S. 21-38.

Brandstetter, Alois: *Prosaische Annäherung an die Väter. Zu einem Motivboom in der österreichischen Gegenwartsliteratur.* In: Friedbert Aspetsberger und Hubert Lengauer (Hg.): *Zeit ohne Manifeste? Zur Literatur der siebziger Jahre in Österreich.* Wien: Österreichischer Bundesverlag, 1987. S. 191-198.

Haubl, Rolf: *Das Gesetz des Vaters. Trauer und Magie in einigen stellvertretenden Biographien der späten siebziger Jahre.* In: Rolf Haubl, Eva Koch-Klenske, Hans-Jürgen Linke (Hg.): *Die Sprache des Vaters im Körper der Mutter. Literarischer Sinn und Schreibprozess.* Gießen: Anabas, 1984. S. 10-65.

Koch-Klenske, Eva: *Solches Sprechen ist auch eine Heilung ... Gespräch mit Brigitte Schwaiger.* In: Rolf Haubl, Eva Koch-Klenske, Hans-Jürgen Linke (Hg.): *Die Sprache des Vaters im Körper der Mutter. Literarischer Sinn und Schreibprozess.* Gießen: Anabas, 1984. S. 153-162.

Moritz, Rainer: *„For what company do you write?“. Brigitte Schwaigers beispielhafte Karriere.* In: Wendelin Schmidt-Dengler (Hg.): *Die einen raus – die anderen rein: Kanon und Literatur: Vorüberlegungen zu einer Literaturgeschichte Österreichs.* Berlin: Erich Schmidt, 1994. S. 181-192.

Neuber, Wolfgang: *Fremderfahrungen. Von den kleinen Herrscherfiguren der Väter.* In: Herbert Zeman (Hg.): *Studien zur österreichischen Erzählliteratur der Gegenwart.* Amsterdam: Rodopi, 1982. (Amsterdamer Beiträge zur neueren Germanistik, Bd. 14). S. 255-271.

Puknus, Heinz: *Brigitte Schwaiger.* In: Heinz Puknus (Hg.): *Neue Literatur der Frauen. Deutschsprachige Autorinnen der Gegenwart.* München: Beck, 1980. S. 230-236.

Schneider, Michael: *Väter und Söhne, posthum. Über die Väter-Literatur der siebziger Jahre*. In: Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): Bestandsaufnahme Gegenwartsliteratur. München: Edition text + kritik, 1988. S. 139-150.

Vogt, Jochen: *Er fehlt, er fehlte, er hat gefehlt... Ein Rückblick auf die sogenannten Väterbücher*. In: Braese, Stephan, Holger Gehle, Daron Kiesel und Hanno Loewy (Hg.): Deutsche Nachkriegsliteratur und der Holocaust. Frankfurt/Main: Campus, 1998. S. 385-399.

Vormweg, Heinrich: *Ein kleineres Ensemble von Grabmälern. Die Vaterbilder in der neueren Literatur*. In: Faulstich, Werner und Gunter E. Grimm (Hg.): Sturz der Götter? Vaterbilder im 20. Jahrhundert. Frankfurt/Main: Suhrkamp, 1989. S. 213-228.

7.2.3. Nachschlagewerke

Arnold, Heinz Ludwig (Hg.): *Kritisches Lexikon zur deutschsprachigen Gegenwartsliteratur*. Edition Text+Kritik.

(<https://univpn.univie.ac.at/+CSCO+00756767633A2F2F6A6A6A2E7879746261797661722E7172++/> (3.3.2009).

Briegleb, Klaus und Sigrid Weigel (Hg.): *Gegenwartsliteratur seit 1968*. In: Grimminger, Rolf (Hg.): *Hansers Sozialgeschichte der deutschen Literatur vom 16. Jahrhundert bis zur Gegenwart* (Band 12). München, Wien: Carl Hanser, 1992.

Frenzel, Elisabeth: *Motive der Weltliteratur. Ein Lexikon dichtungsgeschichtlicher Längsschnitte*. Stuttgart: Kröner, 1992⁴.

Sørensen, Bengt Algot: *Geschichte der deutschen Literatur. Band 2. Vom 19. Jahrhundert bis zur Gegenwart*. München: C. H. Beck, 2002².

Wilpert, Gero von: *Sachwörterbuch der Literatur*. Stuttgart: Kröner, 2001⁸.

7.2.4. Zeitungsartikel und Rezensionen

Ohne Autor: *Ein „grader Michl“*. Der Schriftsteller Julian Schutting. <http://oe1.orf.at/highlights/110435.html> (abgerufen am 7.7.2009).

von Arnim, Gabriele: *Vom Schmerz der Entdeckung. Martin Pollack begibt sich auf Spurensuche nach seinem Vater, der ein SS-Mann war*. In: Die Zeit, 7.10.2004. (Beilage Zeitliteratur & Musik).

Ayren, Armin: *Ein Sturz vom hohen Sockel. „Lange Abwesenheit“ – Brigitte Schwaigers dritte Prosaveröffentlichung*. In: FAZ, 9.2.1980.

Breitenstein, Andreas: *Mutmassungen über einen Kriegsverbrecher*. In: Neue Zürcher Zeitung. 11.9.2004, S. 45.

Broder, Henryk M.: *Der schneidige Gerd*. In: Der Spiegel. 20.9.2004, S. 174-177.

Doppler, Renate: *Die Schreibsucht der Jutta Schutting*. In: Welt der Frau, Mai 1976. S. 21.

Hackl, Erich: *Zwischen Sein und Vorschein*. In: Die Presse, 12.4.2003.

Hartl, Edwin: *Legende eines Vaterbildes*. In: Salzburger Nachrichten, 15.3.1980.

Hartl, Edwin: *Jutta Schutting: Der Vater*. In: Literatur und Kritik. Nummer 148, 1980, S. 505-506.

Heinisch, Eduard C.: *Liebenswürdiger Faulpelz. Auch Jutta Schutting ist auf der Suche nach dem Vater*. In: Die Welt, 12.4.1980.

Jaesrich, Hellmut: *So viel Liebesdurst bleibt ungelöscht. Brigitte Schwaigers Roman – Suche nach einer Vaterfigur*. In: Die Welt, 2.2.1980.

Klein, Erich: „*Literatur ist Renitenz*“. In: Falter, 10.10.2003. (Nr. 41/03), Beilage Bücherherbst S. 7-8.

Kospach, Julia: „*Unsere arme SS*“. In: Profil. 16.8.2004, S. 108-109.

Kospach, Julia: *Mein Vater, der Mörder*. In: Der Bund, 6.11.2004. Beil. Der kleine Bund. S.9.

Lackner, Erna: *Generation Haß. Martin Pollacks dramatische Vatersuche*. In: Frankfurter Allgemeine Zeitung, 6.10.2004, S. L16.

Mayer, Norbert: „*Meine Texte wehren sich*“. *Peter Henisch über seinen kleinen Vater, sich selbst und die erzählende Großmutter*. In: Die Presse, 26.3.2003. Beilage Feuilleton, S.1.

Niedermeier, Cornelia: *Vatermord und Vaterschuld*. In: Der Standard. 1.10.2004, S. 30.

Renoldner, Klemens: *Warum mein Vater? Martin Pollack über den SS-Sturmbannführer Gerhard Bast, seinen Vater*. In: Die Furche. 16.11.2004. Beilage buch-lese, S. 3.

Serke, Jürgen: *Der Vater ist tot, es lebe der Vater*. In: Stern. 27.3.1980.

Wirthensohn, Andreas: „*Warum ausgerechnet er?*“ *Martin Pollacks bewegendes Buch über seinen „SS-Vater*“. In: Wiener Zeitung. 3.10.2004. Beil. EXTRA, S.11.

Woisetschläger, Karl: *Wetter schön, Schnee gut*. In: Die Presse. 28.8.2004. Beil. Spectrum, S. 5.

7.2.5. Vorträge

Zeillinger, Gerhard: *Mit dem toten Vater ins Leben zurück. Sowie eine „Freudsche Anwendung“ zu Julian Schutting*. St. Pölten, 1. November 1992.

Zeillinger, Gerhard: *Vaterliteratur und Psychoanalyse*. Feldkirch, 2. März 1993.

7.2.6. Internetseiten

<http://www.literaturhaus.at/autoren/P/M-Pollack/bio.html> (7.7.2009)

<http://www.peter-hensch.at/> (7.7.2009)

Die Waldheim-Affäre und ihre Folgen: <http://wien.orf.at/stories/200075/>. (7.7.2009).

8. Anhang

8.1. Interview mit Martin Pollack (Wien, 9. April 2009)

Folgendes Interview führte die Verfasserin dieser Arbeit am 9. April 2009 im Wiener Café Sperl mit Martin Pollack. Ein besonderer Dank gilt dem Autor, der sich auf unkomplizierte Weise für ein Treffen zur Verfügung stellte und die Fragen mit viel Offenheit und Geduld beantwortete.

Sie gehören derselben Autorengeneration an wie auch Peter Henisch, Julian Schutting oder Brigitte Schwaiger, die alle ihre Väterbücher in den späten 70er-beziehungsweise frühen 80er-Jahren geschrieben haben. Warum haben Sie so lange damit gewartet? Wollten Sie auf irgendjemanden Rücksicht nehmen?

Martin Pollack: Nein, die Großmutter ist schon ziemlich lange tot. Meine Mutter war die einzige, auf die ich hätte Rücksicht nehmen wollen, aber sie ist auch schon 1976 gestorben... Zu Lebzeiten meiner Mutter hätte ich es wahrscheinlich nicht geschrieben... Nein, das hatte sehr pragmatische Gründe. Zum einen habe ich ja sehr lange gearbeitet, ich war bis 1998 Korrespondent beim Spiegel. Einer der Gründe, warum ich aufgehört habe, war, weil ich wieder Bücher schreiben wollte. Unter anderem hab ich schon im Kopf gehabt, dieses Buch zu schreiben. Ich habe dann „Anklage Vatermord“, das ja auch ein Vaterbuch ist, vorgezogen, aber schon gewusst, dass ich „Der Tote im Bunker“ als nächstes schreibe. Warum ich insgesamt so lange gewartet habe, ist schwer zu sagen. Ich habe schon die zeitliche Distanz gebraucht zu diesen Dingen, damit ich das mit der nötigen Ruhe betrachten und erzählen kann. Es war für mich keine große Aufgeregtheit mehr dabei... Es ist nicht so, dass da keine Emotionen dabei waren, natürlich sind beim Schreiben wieder Emotionen ausgelöst worden, auch mehr als mir lieb war. Ich habe mich sehr bemüht diesen unterkühlten Ton durchzuziehen, nicht in Emotionen zu verfallen, nicht in Anklage auszubrechen. Sie finden in diesem Buch nicht, dass gegen irgendjemanden eine Anklage erhoben wird.

Wie hat Ihre Familie reagiert, als 2004 „Der Tote im Bunker“ erschienen ist?

Martin Pollack: Mit der Amstettner Familie gibt es keinen Kontakt mehr. Die Großeltern sind schon lange tot. Als das Buch erschienen ist, gab es noch einen jüngeren Bruder meines Vaters, aber der war nach einem Schlaganfall schon ziemlich weggetreten und hat das nicht mehr registriert. Seine Frau aber sehr wohl. Sie war sehr getroffen. Sie trifft sich mit meiner Frau, aber mich will sie seit Erscheinen des Buches nicht sehen. Man muss dazusagen, dass es auch schon vorher keinen Kontakt mit der Amstettner Familie gab. Den hab ich von mir aus abgebrochen.

Wann haben Sie mit der Recherche zu diesem Buch begonnen?

Martin Pollack: Ich habe schon Jahre vorher begonnen, Material zusammengetragen und habe mich schon lange mit der Geschichte beschäftigt. Ich hab mir vor Jahren – das ist sicher schon 10, 15 Jahre her – schon den SS-Akt meines Vaters aus Berlin besorgt und hab begonnen, mich in die Zeit einzulesen. Dann hab ich sehr intensiv recherchiert, als ich an dem Buch gearbeitet habe, habe Reisen gemacht, an Schauplätze, in verschiedene Archive. Insgesamt habe ich circa ein Jahr recherchiert und ein Jahr geschrieben. Wobei ich auch während des Schreibens noch Recherchen angestellt habe. Bei mir war es nicht so, dass ich unbedingt alles recherchieren wollte oder musste. Es war mir schon klar, dass man nie alles recherchieren kann. Das ist ja auch eine Form des Eskapismus, so dass man nie anfängt zu schreiben. Irgendwann macht man den Deckel drauf und sagt Schluss und dann fängt man an zu schreiben. Wie immer man es betrachtet, ist auch das irgendwie eine Story, die man erzählt – auch wenn es die eigene ist.

Warum ist dies das einzig wirklich autobiographische Buch, das Sie geschrieben haben?

Martin Pollack: Sie haben recht, es gibt zwar auch einige Reportagen, wo ein bisschen etwas Autobiographisches einfließt, aber im Grund genommen ist dies wirklich das einzige Autobiographische und das wird es auch bleiben. Bei diesem Buch erschien mir einfach, dass dies eine zeitgeschichtlich interessante Periode war, die nicht unwichtig war. Dass ich etwas zu erzählen habe, was nicht unwichtig ist im Rahmen Österreichs. Mir ist es nicht so sehr um eine Vätergeschichte gegangen, sondern um eine Mentalitätsgeschichte. Darum hole ich ja so weit aus. Wie kommt eine ganze Familie zu so einer Geschichte? Da ist ja der Großvater genau so interessant wie der Vater.

Das heißt, Sie sahen vor allem das überindividuelle Potential der Geschichte?

Martin Pollack: Es geht um die Wurzeln des österreichischen Nationalsozialismus. Das sind die Sachen, die mich interessieren. Nur zur Aufarbeitung der eigenen Vergangenheit hätte ich kein Buch geschrieben, das würde mich nicht interessieren.

Ordnen Sie Ihr Buch selbst der so genannten Väterliteratur zu?

Martin Pollack: Ich kenn ein paar Bücher aus der Väterliteratur, bin aber natürlich kein Spezialist dafür. Das ist für mich auch nicht die Frage. Natürlich steht der Vater im Mittelpunkt, aber der Großvater ist genauso wichtig. Mir geht es nicht nur um die Figur des Vaters, sondern um die Sozialisierung der gesamten Familie. Wie wird der Vater zu dem, was er wurde? Da muss man im 19. Jahrhundert anfangen. Das ist etwas, was mich interessiert, da such ich auch weiterhin Material dazu. Ich würde also sagen: Väterliteratur in Klammern. Väterliteratur allein ist mir zu eng gesehen, mich interessieren ein paar Generationen mehr, nicht nur der Vater. Mich hat immer die Zeit vorher interessiert, die Entstehungsgeschichte.

Glauben Sie, dass diese Literatur über Täter-Väter ein deutschsprachiges Spezifikum ist oder handelt es sich bei der Auseinandersetzung mit dem eigenen Vater um ein universelles Motiv?

Martin Pollack: Ich lese gerade das Buch eines amerikanischen Autors, das ist eine Immigrationsgeschichte, aber eigentlich auch eine Vätergeschichte. Das könnte man genauso gut als Väterliteratur bezeichnen. Bei uns ist Väterliteratur meist mit Nationalsozialismus verbunden, da denkt man sofort an Niklas Frank und so weiter. Aber generell ist die Auseinandersetzung mit dem Vater ein universelles Motiv. Wenn sie den polnischen Autor Bruno Schulz nehmen, da spielt auch der Vater eine große Rolle. Das spezifische Deutsche an der Väterliteratur der letzten Jahrzehnte ist die Auseinandersetzung mit den Vätern als Tätern, den Täter-Vätern. Wobei man sagen muss, in Polen sagen die Leute, diese Diskussionen stehen ihnen noch bevor. Im Stalinismus hat es ja auch massenweise Täter gegeben, nur hat sich bisher noch niemand mit dem Phänomen auseinandergesetzt. Im Polizeiterror in Osteuropa hat es auch viele Täter gegeben, die gleichzeitig Väter waren. Wenn in diesen Ländern über mein Buch diskutiert wird, taucht sehr oft die Frage auf: „Wann wird bei uns so etwas geschrieben?“ Heuer ist in Bulgarien meine Übersetzung erschienen, und das war sofort die Frage, die auch dort aufgetaucht ist.

Sie glauben also nicht, dass die Väterliteratur irgendwann einen „natürlichen Tod“ stirbt?

Martin Pollack: Nein, ich bin überzeugt davon, dass das beispielsweise auch in Russland einmal aufbrechen wird. Das ist ja heute kaum möglich, aber so etwas geht dann ja unheimlich schnell. Plötzlich stellen sich die Leute diesem Problem. Wenn man den Stalinismus nimmt, den großen Terror im Jahre 1937, da gibt es großartige Bücher darüber. Aber die sind alle im Ausland erschienen. Karl Schlögl hat erst den Leipziger Buchpreis bekommen. Es gibt eine große Lagerliteratur in Russland, aber da gibt's auch die Kapos, die Lagerkommandanten, die riesigen Polizeiapparate. Ich will den Nationalsozialismus gar nicht damit vergleichen, aber das war ein großes Terrorregime und da gibt es natürlich jede Menge an Schuldigen und da gibt's auch viele Kinder. Ich glaube nicht, dass diese Literatur einmal begraben sein wird. Das hat die Geschichte ja ohnehin an sich, dass man ihr nur mit Offenheit begegnen kann. Sie müssen sich irgendwann dem Problem stellen, sie müssen das offensiv behandeln, denn mit verschweigen geht gar nichts. Das ist die einzig adäquate Art mit der Geschichte umzugehen.

Raten Sie anderen Täter-Kindern, so offensiv mit der Vergangenheit ihrer Eltern umzugehen, wie Sie es in Ihrem Buch gemacht haben?

Martin Pollack: Es ist mir schon öfter passiert, dass nach einer Lesung Leute zu mir hergekommen sind, deren Väter auch bei der SS waren, und einen Rat von mir wollten. Ich sage, ich weiß es nicht, ich kann Ihnen keinen Rat geben. Das müssen Sie mit sich selber ausmachen. Wollen Sie es aufarbeiten, wollen Sie es erforschen oder wollen Sie lieber nicht in die Schachtel reinschauen? Das muss jeder für sich wissen. Ich bin nicht einer, der sagt, jeder muss jetzt alle Laden aufmachen und alles herzeigen. Das war einfach meine Art, das zu verarbeiten.

Apropos verarbeiten. Hatte das Schreiben dieses Buch für Sie auch einen „therapeutischen Effekt“?

Martin Pollack: Das hab ich schon vorher verarbeitet gehabt. Aber ich glaube einfach, insgesamt müssen wir uns der Geschichte mit Offenheit stellen. Es hilft nichts zu sagen, jetzt lassen wir das doch endlich einmal ruhen. Die Probleme kommen ohnehin immer wieder zum Vorschein, irgendwann taucht es wieder auf. Das haben wir auch bei den Kunstrestititionen gesehen. Es verschwindet nicht, irgendwann kommt es wieder raus. Die vernünftigste Art, das Ganze zu behandeln ist, dass man offen darüber schreibt und offen darüber redet. Ich glaube schon, dass mein Buch die Funktion gehabt hat, dass es vielen Menschen ermöglicht hat, sich selber mit ihrer eigenen Geschichte auseinanderzusetzen. Und ich glaube, dass ich es so ruhig und sozusagen ein bisschenl unterkühlt geschrieben habe, war genau der springende Punkt. Man hat gesehen, dass man das auch ohne große Aufregung und ohne Selbstzerfleischung und ohne den Vater an den Pranger stellen zu müssen, tun kann. Man kann es ruhig und zivilisiert abhandeln.

Wie ist es möglich, beim Schreiben einer derartigen Geschichte über den eigenen Vater diese innerliche Distanz, die Abgeklärtheit und Ruhe so gut halten zu können?

Martin Pollack: Das ist auch eine Schreibhaltung. Bei jedem Buch überlegt man sich ja einen Ton, in dem man die Geschichte erzählt. Wenn es autobiographisch ist, und wenn es um die Familie geht und wenn es um schmerzliche Ereignisse geht, ist es natürlich schon schwer, dass man die Contenance und diesen distanzierten Ton bewahrt. Dazu war es für mich schon notwendig, dass ich das vorher schon emotionell verarbeitet hatte. Ich war mit mir im Reinen, wenn man so will. Ich habe nie ein Geheimnis daraus gemacht. Ich habe immer offen darüber geredet. Bewältigen kann man das ja nicht, aber ich war mit mir im Reinen und habe mich daher mit einer gewissen Distanz ans Schreiben machen können.... Zum Beispiel, als ich beim „Spiegel“ zu arbeiten begonnen habe, habe ich das den Leuten dort erzählt. Gerade wenn man als Journalist in Osteuropa arbeitet, ist man damit ja auch möglicherweise angreifbar. Auch hier ist es immer am besten, die ganze Wahrheit zu sagen, dann gibt es überhaupt keine Möglichkeit, mich zu erpressen. Insofern war es für mich auch einfacher, denn es war nicht so, dass ich die Box aufmache und da springt der Teufel raus. Meine Frau hat es gewusst, meine Arbeitskollegen haben es gewusst, jeder hat es gewusst.

Wenn Sie dieses Buch in den 80ern, am Höhepunkt des so genannten „Väterbooms“, geschrieben hätten, hätten Sie die Distanz auch schon so wahren können?

Martin Pollack: Das kann ich jetzt schwer sagen, aber ich glaube, dass ich auch diese Zeit gebraucht habe, um die Distanz zu gewinnen. Aber damals bin ich auch voll im Spiegel-Geschäft gestanden, da hab ich gar nicht die Zeit gehabt.

In Peter Henisch' Vaterbuch findet sich der Satz: „Du musst ihn verurteilen, sonst verteidigst du ihn.“ Wie sehen Sie das, gibt es nur ein Entweder/Oder?

Martin Pollack: Nein, für mich hat sich dieses Problem gar nicht gestellt. Ich bin als Autor nicht dazu da, irgendjemand zu verurteilen oder zu verteidigen. Ich erzähl einfach die Geschichte so, wie ich sie erzählen kann, möglichst wahrheitsgetreu, möglichst eng an den Fakten entlang. Ich muss nicht sagen: „Das ist richtig, das ist falsch.“ Ich meine, ich schreibe ja nicht für Idioten. Wenn ich die Karriere meines Vaters beschreibe, dann nehme ich an, dass sich da halbwegs mündige Leser ihr Urteil bilden können. Ich muss auch nicht irgendwelche Adjektive dazufügen, so wie verbrecherisch oder schrecklich oder grausam und blutrünstig oder so etwas. Die Leser sind ja keine kleinen Kinder.

Das ist Ihr Zugang als Autor, aber wie sehen Sie die Frage nach dem Verurteilen und Verteidigen aus der Sicht des Sohnes?

Martin Pollack: Für mich hat sich eher immer die Frage gestellt, ob es mir überhaupt zusteht zu verurteilen. Ich habe mir oft die Frage gestellt, wie hätte denn ich in dieser Situation gehandelt? Die Geschichte handelt von ganz normalen Menschen. Da haben wir keine Monster oder Psychopaten vor uns, soweit ich das beurteilen kann. Das sind ganz normale, liebenswerte Menschen, großartige Menschen, lustige Menschen mit einer unglaublich bedrohlichen, abstoßenden Seite. Retrospektiv muss ich mich schon fragen, wenn ich in dieser Zeit geboren wäre, mit diesem Background, in diese Familie, wie hätte ich reagiert? Da ist eine Verurteilung ja auch sehr billig. Ich will da überhaupt nichts entschuldigen. Nur ich glaube nicht, dass ich irgendetwas verurteilen muss.

Ihre Mutter spielt im Buch ja eher eine sekundäre Rolle. Wie viel hat sie von den Aktivitäten Ihres Vaters gewusst?

Martin Pollack: Sie war die mir emotionell am nächsten stehende Person. Sie hat sich für Politik überhaupt nicht interessiert, sie hat gesagt, die Politik ist schmutzig und etwas für die Männer. Es hat sie nicht interessiert und sie hat die Dinge auch schönegeredet. Ich glaube über das Ausmaß seiner Tätigkeiten wusste sie generell nicht sehr viel. Die ganze Geschichte hat ja wirklich absurde Elemente. Wenn man sich allein vorstellt, wie ich aufgewachsen bin zwischen Linz und Amstetten. Mir hat das nie jemand ordentlich erklärt. In meiner Geburtsurkunde steht ja Hans Pollack drinnen, mit dem meine Mutter vorher und nachher wieder verheiratet war. Dann bin ich in den Zug gestiegen und in Amstetten bei den Großeltern als Sohn des Gerhard Bast wieder ausgestiegen. Das waren zwei verschiedene Welten. Das hat mir nie jemand erklärt. Das Komische ist, als Kind war das für mich nicht problematisch. Ich hatte überhaupt keinen Leidensdruck.

Haben Sie in Ihrem Leben das Gefühl gehabt, es fehlt Ihnen der leibliche Vater, den sie ja so gut wie nicht gekannt haben?

Martin Pollack: Nein, das überhaupt nicht. Aber ich habe schon eine große Distanz zur Institution der Familie. Ich bin nicht das, was man den idealen Familienmenschen nennt und ich bin sicher auch kein idealer Vater.

Haben Sie sich jemals gefragt, ob Sie als Sohn einen Teil der Schuldlast Ihres Vaters mittragen, dass sie eine gewisse Verantwortung geerbt haben?

Martin Pollack: Nein, das hab ich nie gehabt. Das werde ich in Polen oft gefragt, wo man dauernd diese Schatten von Auschwitz hat und diese Probleme sehr lebendig sind. Ich glaube schon, dass ich eine gewisse Verantwortung habe, weil ich eben in eine solche Familie hineingeboren wurde, wofür ich aber nichts kann. Ich habe eine gewisse Verantwortung, wie ich damit umgehe.... Und dass ich zum Beispiel auch diese Geschichte erzähle. Wobei ich nicht sage, wenn jemand das nicht tut, ist das ein Fehler.

Die Väterliteratur bewegt sich zwischen Roman und Autobiographie, zwischen Authentizität und Fiktionalität. Welchem Genre würden Sie Ihr Buch zuordnen?

Martin Pollack: Da bin ich immer ein bisschen überfragt. Ein Roman ist es sicher nicht. Ich habe über das Genre nicht wirklich nachgedacht. Es ist auf jeden Fall dokumentarische Literatur. Ich ziehe da die amerikanische Bezeichnung „Creative Non Fiction“ vor.

Das heißt, in Ihrem Text spielt die Fiktion überhaupt keine Rolle?

Martin Pollack: Nein, die Fiktion spielt bei mir überhaupt nicht hinein.... Natürlich ist das Schreiben ein selektiver Prozess. Ich habe eine ganze Bibliothek und irrsinnig viel Material dazu, aber das kommt nicht alles im Buch vor. Aber ich habe mir ausdrücklich selber verboten zu fiktionalisieren. Ich habe sehr viele Lücken im Text, die ich eben nicht durch Fiktion ausgefüllt habe. Zum Beispiel die Stelle, als mein Vater schon 1942 zu einer Einsatzgruppe in den Kaukasus geschickt wurde, wo ich dann überhaupt nichts dazu gefunden habe. Da schreibe ich: „Das ist so, wie wenn man in einen Tunnel hinein fährt und man weiß nichts.“ Genauso ist mir gegangen, ich bin in Ludwigsburg in dieser Zentralstelle gesessen und habe absolut nichts gefunden. Zuerst habe ich mich geärgert, dass ich nichts gefunden habe, dann dachte ich: Und, wäre es besser, du findest grauenhafte Dinge? Besser man findet nichts.... Dazu muss man aber auch sagen, dass ich sehr gut weiß, wie trügerisch die Erinnerung ist. Man fiktionalisiert vielleicht, ohne es zu wollen. Das ist mir auch einmal passiert. Ich schrieb über das Begräbnis meines Vaters in Amstetten und, dass ich zu dieser Zeit in Amstetten in die Schule ging. Ein Freund von mir sagte mir dann, dass ich damals gar nicht mehr in der Schule war, sondern in Wien als Student. Ich hatte aber direkt das Bild vor mir, wie ich aus der Schule zum Begräbnis ging. Das habe ich fiktionalisiert ohne es zu wollen. Da bin ich auch erschrocken.

Eine totale Realitätstreue gibt es also doch nicht?

Martin Pollack: Natürlich nicht. Aber die meisten Dinge in meinem Buch, wo es um Daten geht, stützen sich ja auf Dokumente oder auf Zahlen. Aber zum Beispiel habe ich jetzt erst durch Zufall erfahren, dass mein Vater schon die Papiere nach Paraguay hatte. Das kommt im Buch zum Beispiel nicht vor, weil ich es noch nicht gewusst habe.

Wenn Sie die Möglichkeit hätten, eine einzige Frage an Ihren Vater zu stellen, welche wäre es?

Martin Pollack: Das hab ich mich schon öfter gefragt. Ich wüsste jetzt nicht, wie ich diese Frage formulieren sollte. Aber für mich ist schon die Frage, warum er diese Grenze überschritten hat, diese Grenze zwischen Menschlichkeit und Unmenschlichkeit. Warum hat er sich zur Gestapo gemeldet? Warum hat er an diesen Einsätzen teilgenommen, die richtige Mordkommandos waren?

Welche Erklärung finden Sie für sich selbst?

Martin Pollack: Ich glaube, dass das sehr oft sehr viel weniger spektakulär ablief, als wir uns das heute vorstellen. Ich glaube nicht, dass er direkt vor diese Entscheidung gestellt wurde, sondern das war einfach ein schleichender Prozess. Er war einfach unglaublich indoktriniert, ideologisiert. Das habe ich ja selber gemerkt: Der Chefideologe meiner Familie war die Großmutter, die war die große Ideologin. Mein Vater ist da noch ganz anders drangekommen. Das sag ich, ohne ihn entschuldigen zu wollen. Da gibt es Dinge, die sind nicht zu entschuldigen. Ich glaube, dass diese Leute da wirklich hineingeraten sind und das dann als ganz normal betrachtet haben. Ich glaube nicht, dass die sich diese Frage noch gestellt haben. Aber ich muss schon sagen, dass es schwer begreifbar ist, wie man einfach so Frauen ermorden und ihre Häuser anzünden kann, so wie es das Kommando meines Vaters in der Slowakei gemacht hat. Das würde mich schon interessieren...

8.2. Abstract:

Die vorliegende Diplomarbeit vergleicht vier Texte von zeitgenössischen österreichischen AutorInnen über ihre Väter.

Im einleitenden Theorieteil wird die so genannte „Väterliteratur“ in einen literaturgeschichtlichen Kontext eingeordnet.

Nach einem gemeinsamen Analyseleitfaden folgt danach die Interpretation der vier Werke *Die kleine Figur meines Vaters* (1975) von Peter Henisch, *Lange Abwesenheit* (1980) von Brigitte Schwaiger, *Der Vater* (1980) von Julian Schutting und *Der Tote im Bunker. Bericht über meinen Vater* (2004) von Martin Pollack. Dabei stehen der autobiographische Gehalt des Textes, die Darstellung des Vaters als Täter, der Vater-Kind-Konflikt und der Umgang der AutorInnen mit der Schuldfrage im Zentrum der Analyse.

In einem anschließenden Vergleich soll exemplarisch dargestellt werden, welche formalen und inhaltlichen Kontinuitäten österreichische Vätertexte von 1975 bis heute aufweisen. Auf formaler Ebene wird analysiert, wie sich die allen vier Werken gemeinsame Form der literarischen Autobiographie auf den Erzählstil niederschlägt. Auf inhaltlicher Ebene werden durchgängige zentrale Motive, wie der väterliche Tod, die Identitätssuche im Rahmen des Vater-Kind-Konflikts und der Umgang mit der Schuldfrage zusammengefasst.

Den Abschluss der Arbeit bildet ein am 9. April 2009 mit dem Schriftsteller Martin Pollack geführtes Interview über sein Vaterbuch.

Lebenslauf:

Katharina Weißinger, geboren am 29. Mai 1985 in Scheibbs in Niederösterreich. Matura am Bundesoberstufenrealgymnasium Scheibbs. Lehramtsstudium der Germanistik und Romanistik (Spanisch) an den Universitäten von Wien und Sevilla. Journalistische Tätigkeit für die „Niederösterreichischen Nachrichten“, „Der Standard“ und „Kurier“.